Adeline.

Original-Roman aus dem Leben.

Von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Matthes.
1866.





I. Der Geburtstag.

Morgens gegen neun Uhr rollte ein schwerfälliger Fiacre aus dem Städtchen der Hauptstadt der Provinz. Das steife, hagere Pferd hatte Mühe, den alten Wagen über das Pflaster zu schleppen, der klapperte und rasselte, als ob er im nächsten Augenblicke aus allen Fugen gehen würde. Das bestaubte Verdeck war zurückgeschlagen. In dem harten und schmutzigen Sitze lag behaglich ein alter Herr, der in vollen Zügen die warme Mailuft athmete und sichtlich erfreut die schwellenden Knospen an den Kastanienbäumen der Allee betrachtete. Schon nach fünf Minuten hielt der Wagen vor einem stattlichen alten Hause, Der Kutscher, ein kräftiger Mann von vierzig Jahren. riß den klappernden Schlag auf und half dem Passagier beim Aussteigen.

„Danke, Andreas!" sagte dieser freundlich, seine Börse ziehend.

„Soll ich nicht warten, Herr Commissionsrath?" fragte der Kutscher, der ein Geldstück empfing.

„Du könntest zu lange warten müssen, lieber Freund, denn heute habe ich viel und mancherlei abzuthun bei meiner Schwester. Außerdem ist das Wetter so schön, daß ich den Rückweg zu einem Spaziergange benutzen werde."

Andreas warf einen Blick in seinen Wagen. Dann nahm er einen kleinen Blumenstrauß, der im Sitze lag.

„Herr, wollen Sie den Strauß nicht mitnehmen?“ rief er.

„Wie zerstreut ich bin!“ antwortete der Alte. „Da hätte ich fast die Hauptsache vergessen.“

Der Wagen fuhr ab. Der Commissionsrath, den Strauß in der Hand haltend, betrachtete das Haus. Die Läden des Erdgeschosses waren verschlossen wie die Thür, die von einem plumpen Steinbalcon bedeckt ward. An den Fenstern des ersten Stocks zeigten sich feine weiße Gardinen und Markisen, die noch aufgerollt waren. Dunkelgrüne Gitterläden, bestaubt und verwittert, schlossen sämmtliche Fenster des zweiten und letzten Stockwerks. Ueber das Schieferdach empor ragten zwei hohe Blitzableiter, deren vergoldete Spitzen in der Morgensonne blitzten. Das Eisengitter, das sich zu beiden Seiten des Hauses ausdehnte, trennte einen großen Garten von der Promenade. Um den Blicken der Neugierigen zu wehren, hatte man die Räume zwischen den Stäben mit Bretern ausgefüllt.

Der Commissionsrath roch an dem Blumenstrauß, schüttelte ironisch lächelnd sein graues Haupt, stieg die drei Stufen der Steintreppe empor und zog die Glocke. Ein heller Klang in dem Innern des Hauses ließ sich vernehmen. Mehrere Minuten verflossen, ehe geöffnet ward. Ein alter Bediente in schwarzer Livree stand auf der Schwelle.

„Guten Morgen, Ernst!“

„Herr Commissionsrath!“ rief Ernst. „Ich habe es mir doch gedacht!“

„Darf heute nicht fehlen, bester Mann! Wo ist meine Schwester?"

„Wo soll die Frau Gräfin anders sein, als in ihrem Zimmer . . . sie hat sich, wie jedes Jahr zuvor; alle Festlichkeiten verbeten und liest in der Bibel."

„Natürlich, natürlich! Das soll mich nicht abhalten, ihr einen Morgenbesuch zu machen. Gehe, mein Freund, und melde mich, da ich einmal gemeldet werden muß."

Die Hausflur, auf der sich die beiden Männer befanden, war ein weiter leerer Raum. Alle Thüren, die sich in dem braunen Getäfel von Eichenholz zeigten, waren geschlossen. Nur durch ein einziges Fenster, das nach dem Hofe hinausging, war dem Tageslichte Zugang gestattet. Wohin der Blick sich auch wandte, er suchte vergebens ein Geräth oder eine Ausschmückung. Man hätte glauben mögen, das Haus sei völlig unbewohnt. Hell erklangen die Schritte auf dem mit großen Quadersteinen gepflasterten Boden. Ernst verschloß und verriegelte sorgfältig die schwere Hausthür und öffnete dann eine Thür in dem Getäfel, die leicht angelegt war. Die mit weichen Decken belegte Treppe zeigte sich. Die Männer stiegen geräuschlos hinan. Wie anders sah es auf dem Corridor des ersten Stockes aus. Hohe Fenster ließen Licht und Wärme ein. Die Wände waren mit Bildern und Blumen geschmückt. Das Geräth, obwohl alt, war gut erhalten und machte einen freundlichen Eindruck. Der Bediente verschwand durch eine Thür und kam gleich darauf mit der Nachricht zurück, daß die Frau Gräfin von Neuhof den Besuch annehmen wolle.

„Gut!" sagte der Commissionsrath. „Hilf mir den Oberrock abziehen."

Ernst nahm den hellgrauen Twin und legte ihn bei Seite. Der alte Herr erschien nun im schwarzen Frack, in weißer Weste und weißer Cravatte. Er sah recht ehrwürdig aus, dieser Commissionsrath, der im Knopfloche ein Ordensbändchen und in der Hand einen Strauß Moosrosen trug. Sein schönes graues Haar kräuselte sich zu natürlichen Locken. Die Wangen, rund und voll, bedeckte eine feine Röthe. Das nicht unbedeutende Embonpoint legte Zeugniß ab von dem bequemen Leben des Herrn Erich Bechstein. So trat er in ein kleines, mit Comfort und Geschmack ausgestattetes Gemach. In einem großen Fauteuil, der in dem offenen Fenster stand, saß die Frau vom Hause.

Gräfin Elsbeth von Neuhof war eine siebenzigjährige Dame. Das hohe Alter hatte ihren Rücken gekrümmt, die Farbe der Haut gebräunt. Schneeweiße Löckchen quollen unter der feinen weißen Matronenmütze hervor, die ein Streif echter Spitzen garnirte. Zahlreiche Furchen bedeckten das kleine zusammengeschrumpfte Gesicht mit dem spitzen Kinn, an dem sich weiße Härchen zeigten. Der eingekniffene Mund mochte nur wenig Zähne noch besitzen. Aber das dunkle Auge blitzte noch hell unter den dunklen Brauen, es verrieth noch einen scharfen Verstand, einen festen Willen.

„Guten Morgen, Schwester!“ begann freundlich der Commissionsrath.

Die Alte, die ohne Brille gelesen, legte die Bibel auf das Fensterbret, das eine prachtvolle Stickerei bedeckte. Dann sah sie auf.

„Guten Morgen, Bruder Erich!“ dankte sie mit leiser Stimme.

Sie blieb völlig gleichgültig; es ließ sich nicht erkennen, ob der Besuch sie angenehm oder unangenehm berührte.

„Nimm meinen Glückwunsch, Schwester!"

„Wozu?"

„Heute ist der zehnte Mai, folglich Dein Geburtstag."

Sie nahm das Sträußchen, das er ihr, sich verbeugend, überreichte.

„Ist es nicht thöricht," sagte sie, „den Geburtstag als ein Fest zu betrachten?" Eben dieser Geburtstag erinnert daran, daß man um ein Jahr älter geworden und dem Grabe näher gerückt ist."

„Wohl wahr," fügte Erich hinzu; „aber er fordert auch zum Danke gegen die Vorsehung auf, die dem Menschenleben ein Jahr zugelegt und Glück und Gesundheit verliehen hat. Wer wie Du auf siebenzig Jahre zurückblicken kann, hat wohl Grund, den Geburtstag als ein Fest zu betrachten. Mögest Du noch manchen zehnten Mai erleben."

Treuherzig reichte Erich der alten Schwester die Hand.

„Ich habe in der Bibel gelesen, wie jeden Morgen," begann Elsbeth nach einer Pause. „Die heilige Schrift erbaut mich und stärkt mein Gemüth . . . sie leitet ab von profanen Dingen."

Erich rollte einen Sessel heran und ließ sich nieder.

„Willst Du damit andeuten, daß ich Dir lästig bin und den Besuch abkürzen soll? Ich erfülle gern jeden Deiner Wünsche; aber wenn Du mich heute loszuwerden gedenkst, so irrst Du. Mußt mich schon ein Stündchen dulden, Elsbeth, und Deine Aufmerksamkeit den profanen Dingen zuwenden, die ich Dir zu sagen habe."

„Warum gerade heute?"

„Du weißt, Schwester, daß ich nur auf besondere Ver-

anlassung Dein Haus betrete . . . es geschah in der Regel an Deinem Geburtstage, um Dir meine Aufmerksamkeit zu bezeigen . . . heute führt mich noch ein anderer Grund zu Dir. Schließe die Bibel, liebe Schwester, und höre mich an."

„Mein Gott!" seufzte die Greisin, indem sie die Hände faltete. „Hast Du Dich noch nicht gebessert, Erich? Du bist doch kein leichtsinniger Jüngling mehr, bist . . . wie alt doch?"

„Heute sechzig Jahre; wir haben einen Geburtstag. Als Du den Grafen von Neuhof heirathetest, zähltest Du zwanzig, ich zehn Jahre. Lebte der edle Herr noch, so könntest Du die goldene Hochzeit feiern . . . ich glaube im nächsten Winter. Nun, er ist todt, Du bist lange Wittwe... Warum zitterst Du denn, Elsbeth?"

Sie streckte die hagere Hand aus.

„Laß das, laß das! Willst Du, daß ich Dich länger anhöre, so wähle ein anderes Thema . . ."

„Bedaure, Schwester, daß ich dabei beharren muß. Gerade Deine Familienverhältnisse sind es, über die zu sprechen ich gekommen bin. Du hast vorhin sehr richtig bemerkt, daß der Geburtstag an das Grab erinnere . . . ich pflichte Dir bei. Siebenzig Jahre . . . welch ein schönes Alter! Elsbeth, gestatte Deinem Bruder, Deinem einzigen nahen Verwandten, ein freies Wort. Runzele die Stirn nicht, ich meine es gut, herzlich gut mit Dir. Entgegne mir nicht, ich solle später wiederkommen, wie Du seit Jahren mir gesagt . . . in Deinem Alter weiß man nicht, wenn der Tod anklopft und sein gebieterisches „Komm' mit!" ruft!"

„Mag er anklopfen," sagte dumpf die Alte, „ich bin gerüstet, ihm zu folgen."

„Nein, Du bist nicht gerüstet!"

„Täglich bereite ich mich vor, das Antlitz des Herrn zu schauen."

„Das genügt nicht, Elsbeth!"

„Was noch hat die gute Christin zu thun?"

„Sie hat auch zu bedenken, wie sie die Ihrigen auf dieser Erde zurückläßt, hier, wo man nicht Nectar und Ambrosia genießt, ohne zu zahlen . . ."

„Willst Du vielleicht, daß ich Dich zu meinem Universalerben einsetze?" fragte die Alte, und ein lauernder, fast tückischer Blick stahl sich aus ihrem Auge.

„Nein!" rief Erich. „Ich besitze so viel, daß ich nicht zu darben brauche, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Meine Ansprüche an das Leben sind bescheiden, und, da ich Junggeselle bin, habe ich für Kinder nicht zu sorgen. Aber Du, Elsbeth, hast eine Tochter . . ."

Erich schwieg, um die Wirkung dieser Worte abzuwarten. Die Gräfin ließ das Kinn auf die Brust herabsinken und starrte auf die gefalteten Hände, deren Zittern stärker zu werden begann.

„Louise! Louise!" flüsterte sie.

Plötzlich fuhr sie mit einer Lebhaftigkeit auf, die man ihr bei dem hohen Alter hätte nicht zutrauen mögen. Indem sie den Stock mit Elfenbeingriff nahm, rief sie streng:

„Ich habe keine Tochter!"

„Bleibe bei der Wahrheit, Schwester!"

„Wer hat Dir gesagt, daß ich eine Tochter habe?"

„Du selbst hast sie Louise genannt."

„Ich habe keine Tochter!" wiederholte sie kreischend.

„Dann bedaure ich Dich, Elsbeth! Keine liebende Hand drückt Dir die Augen zu, wenn Gott Dir das Leben genommen . . . keine Thräne fällt auf Dein Grab. Ich, Dein Bruder, kann Dich nicht beweinen, denn ich muß mir sagen: dort übergiebt man eine herzlose Mutter dem Grabe, eine Schwester, die den bürgerlichen Bruder verachtet hat. Elsbeth, Du sprichst stets von dem Antlitze des Herrn, von dem ewigen Gerichte, von der letzten Posaune, von Glanz und Licht, von Heulen und Zähneklappern und wie sonst die Dinge alle heißen, die unsere Frommen im Jenseits vorzufinden hoffen . . . was willst Du antworten, wenn der ewige Richter Dich fragt: Elsbeth von Neuhof, warum hast Du Deine einzige Tochter hülflos zurückgelassen? Warum hast Du Gleißnern und falschen Freunden das reiche Erbe gegeben, das Deiner Louise gehört? Warum? Warum?“

„Dann werde ich antworten: weil der Fluch des Vaters auf dem Haupte Louisens ruht! Weil ich meinem Gemale, als er im Sterben lag, den Eid geschworen: „Louise ist meine Tochter nicht mehr.“ Diese Gründe, so hoffe ich, wirst Du ehren, wirst nicht weiter in mich dringen, einen Eid zu brechen, den ich in die Hand eines Sterbenden gelegt. Die Trennung von meiner Tochter hat mir großen Kummer bereitet, ich habe Tag und Nacht nicht Ruhe gehabt . . . nur die Religion vermochte mich zu trösten . . . ich habe nach langer Zeit erst die Ruhe wiedergefunden, die mein Kind mir geraubt.

Der Commissionsrath unterdrückte mit Mühe die Entrüstung, die der Schwester Aeußerung in ihm hervorrief; er wiegte das greise Haupt und lächelte bitter vor sich hin.

„Jetzt bin ich alt,“ fuhr die Gräfin fort, „in meiner

Brust toben keine Leidenschaften mehr, ich denke und handle kalt und ruhig und betrachte die Welt als das, was sie ist ... die Vorbereitung zu dem ewigen Jenseit. Daß die Dinge sich so gestaltet, ist eine Fügung des Himmels, und wehe dem Sterblichen, der den Muth hat, dieser Fügung vorzugreifen."

„Schwester, Du denkst kalt und ruhig, das ist ein Glück. Auch ich bin auf diesem Puncte angelangt und freue mich dessen. Nicht um mit Dir zu rechten oder Deine Handlungen zu tadeln bin ich gekommen, sondern um mit Dir zu überlegen, wie Du ein gutes Werk vollbringen kannst. Ich denke, auch dies hat der Himmel gefügt, und der Mensch ist ein Frevler, der die ihm von Gott verliehenen Gaben nicht nutzbringend anwendet. Ich meine damit Deinen Verstand ... an diesen wende ich mich heute, nicht an Dein Herz. Laß sehen, ob Du kalt und ruhig zu denken vermagst. Was hat Louise verbrochen, daß die Eltern sie mit so harter Strafe belegen?"

„Weißt Du es nicht?" fragte die Gräfin.

„Nein!"

„Ich werde es Dir sagen. Louise ist den Eltern ungehorsam gewesen, Louise hat ihre Ehre, ihren Stand vergessen, sie hat gegen göttliches und menschliches Gebot gehandelt und ist die Frau eines Mannes geworden, dessen Vater stets ein Feind meines Gatten gewesen. Als ich ihr Vorstellungen machte, war sie bereits mit diesem Mann ehelich verbunden, sie, die einzige Tochter eines Grafen! Louise hat sich durch diesen Schritt von den Eltern losgesagt ... mag sie nun die Folgen tragen!"

Die Gräfin wollte ihren Platz verlassen.

Erich hielt sie zurück.

„Bleibe, Elsbeth! Du wirst wahrlich die Unterredung segnen, zu der ich Dich zwinge."

„Mich zwingen?"

„Ich nenne es so, weil ich nicht gleich einen andern Ausdruck finde. Vergiß nicht, daß ich Dein Bruder bin der es nur gut mit Dir meinen kann."

Die Alte fügte sich mit sichtlichem Widerstreben.

„Fasse Dich kurz, Erich!" sagte sie befehlend.

„So kurz als möglich, Elsbeth. Louise hat gefehlt, daß sie sich ohne Einwilligung der Eltern verheirathete, es muß dies jeder Unbefangene zugestehen. Dieser Schritt ist jedoch verzeihlich . . . Du selbst hast ihn gethan."

„Erich!"

„Wir überlegen mit kaltem Verstande. Ich will Dich nicht kränken, deß ist Gott mein Zeuge. Du hast recht, ganz recht gehandelt, indem Du dem Manne die Hand reichtest, der Deinem Herzen zusagte. Unser Vater war ein Kaufmann und hatte als solcher seine Ansichten, die stets maßgebend sein sollten. Ich mußte Kaufmann werden, obgleich ich weder Lust noch Beruf dazu verspürte... Du warst einem Kaufmanne bestimmt, der ein blühendes Geschäft besaß . . . zogest aber den stattlichen Grafen vor, der sich Deines muthmaßlichen Reichthums wegen um Dich bewarb. Und ich gebe Dir vollkommen Recht, daß Du den Grafen von Neuhof geheirathet hast. Wäre ich zu jener Zeit erwachsen gewesen, so hätte ich dem Vater ohne Umstände gesagt: Du darfst Elsbeth nicht hindern, glücklich zu werden, und sie findet ihr Glück an der Seite des Grafen, den sie liebt. Ist er auch nicht reich, so besitzt er doch ein kleines Gut, das seinen Mann ernährt. Der Vater tobte, machte gute Miene zum bösen Spiele, starb

und hinterließ so gut wie Nichts. Hätte er noch ein Dutzend Jahre gelebt und hätte er erfahren, daß sein Schwiegersohn unvermuthet eine große Erbschaft gethan, er würde den Ehebund der ungehorsamen Tochter aus vollem Herzen gesegnet haben. Du hast also das Glück gefunden, das Du gehofft, trotz der Einsprache des Vaters, der als Kaufmann dachte und handelte. Und weißt Du, was aus dem Manne geworden ist, den Dir unser Vater bestimmt hatte?"

„Nein, ich habe mich nicht um ihn gekümmert."

„Nachdem er einen betrügerischen Bankerot gemacht, hat er sich dem Arme der Gerechtigkeit durch die Flucht entzogen. Man sagt, er sei nach Brasilien gegangen und habe Weib und Kind im Elende zurückgelassen. Die Vorsehung hat besser für Dich gesorgt, als der kurzsichtige Vater es konnte. Darum, Elsbeth, grolle über diesen Punct mit Deiner Tochter nicht. Hättest Du Dich nach dem Willen des Vaters verheirathet, Du würdest heute eine Bettlerin sein, vorausgesetzt, daß Gram und Jammer Dich nicht vor der Zeit in die Grube gebracht."

„Ich grolle Louisen nicht," flüsterte nachdenklich die Alte; „aber mein Gemahl . . ."

„Halt, jetzt kommen wir auf den rechten Fleck! Der stolze Graf war erbittert über die Mesalliance seiner Tochter. Da liegts! Als er arm war, verheirathete er sich mit der Tochter eines bürgerlichen Krämers, da dachte er nicht an den Grafentitel . . . Geld und wiederum Geld war die Losung . . . kaum war die Erbschaft eingegangen, so erwachte der Ahnenstolz des edlen Herrn. Elsbeth, der Graf würde Dich fortgejagt haben, wenn Du nicht schon zu lange seine Frau gewesen wärst. Und auch Du, Els-

beth, huldigst einem hirnlosen Vorurtheile! Gestehe es nur, ein Baron oder Fürst, und wäre er der leichtsinnigste Mensch, würde Dir und Deinem Gatten zugesagt haben."

„Hast Du vollendet, Erich?"

„Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß es lieblos ist, bei Anderen Schritte zu verdammen, die man in der Jugend selbst begangen hat. Nun habe ich nichts mehr zu sagen."

Die Gräfin nahm ihren Krückstock und erhob sich.

„Den Eid, den ich geschworen, kann ich nicht brechen!" sagte sie entschieden und würdevoll. „Das Weib ist dem Manne unterthan, so steht in der Schrift. Mag der Gemal dort oben verantworten, was er mir zu thun geheißen . . . ich bleibe fest, meinen Vorsatz soll keine Macht der Welt erschüttern. Ich fluche Louisen nicht; aber ich kann sie auch nicht als Tochter anerkennen. Mag sie den Weg nun allein vollenden, den sie ohne ihre Eltern eingeschlagen."

„Elsbeth, der Graf ist seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen, als er den Eid von Dir verlangte. Und Du als vernünftige Frau hättest ihn nicht leisten sollen."

„Ich habe ihn geleistet!"

„Was Du einem Wahnsinnigen versprochen, brauchst Du nicht zu halten."

Die Gräfin zuckte zusammen.

„Wahnsinnig," flüsterte sie, „der Graf sei wahnsinnig gewesen?"

„Ein gesunder Verstand fordert alberne Dinge nicht! Mache Dein Testament, Schwester, und setze die Tochter, Dein einziges Kind, zur Erbin ein, dann wirst Du ruhig und mit dem beseligenden Bewußtsein sterben, als Christin und Mutter Deine Pflicht erfüllt zu haben."

„Hofft die Tochter schon auf meinen Tod?"

„Nein, dazu ist Louise zu gut, zu edel! Man stirbt auch nicht gleich, wenn man sein Testament macht; aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit."

„Mein Testament ist gemacht."

„Schon? O, der Hausfreund versteht seine Sache; er hat mehr Gewalt über Dich als der Bruder. Bist Du nicht zu erweichen, Elsbeth? Regt sich das Muttergefühl in Deiner Brust nicht, wenn ich Dir sage: Louise ist unglücklich, sie leidet, weil Du ihr den Zutritt in das Elternhaus verweigerst . . ."

„Mehr noch deshalb, weil ich ihr meinen irdischen Mammon nicht hinterlasse! Der Eigennutz treibt die Frau, nicht die Liebe. Jetzt treten die Folgen ihres Leichtsinns ein . . . Sorge Du doch für die Nichte, die Dich so lebhaft beschäftigt. Hat sie Dir vielleicht Procente von dem Gewinne versprochen, den Deine Beredtsamkeit erzielen soll? Du bist kein gewandter Anwalt, Erich; wärst Du es, so hättest Du mich nicht an Dinge erinnert, die mir das Blut in den Kopf treiben. Ueberlasse mich jetzt meinen Betrachtungen, und sollte ich noch einen Geburtstag erleben, so verschone mich mit Deiner Gratulation."

Der Commissionsrath ward roth vor Zorn.

„Du verbietest mir mit dürren Worten Dein Haus . . . gut, ich werde es nie wieder betreten. Sperre Dich ab von der Welt, wie es der Hausfreund will, der nach Deinem Vermögen trachtet; bete Tag und Nacht . . . der da oben läßt sich nicht betrügen, er schaut in das innerste Mark des Menschen. Aber neu präge Deinem Gedächtnisse ein, Elsbeth, arme verblendete Frau, was ich Dir noch sagen werde. Louise hat auf dieser Welt weiter keine

Stütze als mich, darum nehme ich mich ihrer so thätig an. Was die leibliche Mutter unterläßt, thut der Onkel. So lange ich lebe, ist sie vor Hunger und Noth geschützt; wenn ich sterbe, ist sie bettelarm. Und Louise hat Kinder, zwei hoffnungsvolle Kinder. Soll auch diese Dein Haß treffen, der Haß, der künstlich erzeugt ist und künstlich genährt wird? Den Buben vernichte ich, der Deinen alten Kopf mit gefährlichen Vorurtheilen anfüllt. Du bist alt, bist nicht ganz mehr zurechnungsfähig . . . Darum kämpfe ich nicht mit Dir . . ."

„Genug, Erich! O, wie viel muß der Gerechte leiden!"

„Diese Redensart ist bekannt, ich habe sie oft gehört und gelesen!"

„Du wirst unverschämt!"

„Dein Urtheil über meine Person ist mir gleichgültig. Von diesem Augenblicke an bist Du meine Schwester nicht mehr, ich betrauere Dich als eine Todte. Aber mit Deinen Erben binde ich jetzt schon an. Lebe wohl, Elsbeth, wenn Du kannst, und denke an Deinen siebenzigsten Geburtstag . . . ich werde ihn nie vergessen."

Der Commissionsrath verließ erregt das Zimmer.

„Er ist immer noch derselbe!" flüsterte Elsbeth, die ihre Ruhe nicht verloren hatte. Das Alter läßt doch sonst den Verstand reifen und macht den Menschen besonnen... dieser Erich bleibt wie er ist. Ich soll mein Testament zu Gunsten Louisens machen . . . in diesen Worten liegt die ganze Absicht des Speculanten ausgedrückt. Louise erhält eine kleine Summe, und das Uebrige meines Besitzthums wird der ersten Bestimmung entgegengeführt. Dabei bleibt es. Der zornige Mensch spielte auf den Baron von Lyser an . . . wie kann er dem guten Manne schaden? Es giebt

noch Gesetz und Recht im Lande. Uebrigens werde ich meinem Anwalte bei Zeiten einen Wink geben; man darf eine ausgesprochene Drohung nicht ganz unbeachtet lassen."

Sie nahm ihren Platz ein, ergriff die Bibel und begann zu lesen.

II. Der Bienenvater.

Der Commissionsrath stand auf der Hausflur und fragte den Bedienten, der die Thür öffnen wollte:

„Ernst, kommt der Baron von Lyser oft zu meiner Schwester?"

„Von Zeit zu Zeit, lieber Herr."

„Nicht oft?"

„Kann es nicht sagen. Die gnädige Frau empfängt überhaupt wenig Besuche. In unserm Hause ist es still wie in einem Kloster."

„Schweife nicht ab, Freund; ich habe nach dem Baron gefragt."

„Ich kann ihnen darauf nur antworten, daß der Herr Baron selber kommt."

„Allein?"

„Stets allein."

Erich sah den Bedienten mit forschenden Blicken an.

„Ernst, Du dienst lange in dem gräflichen Hause, hast manche Wohlthat von meiner Schwester genossen ... sei dafür dankbar und wende Dich unserer Familie zu. Als Comtesse Louise ihren geheimen Liebeshandel unterhielt machtest Du den Boten ..."

„Lieber Herr!"

„Ich weiß Alles"

„Comtesse Louise war die Tochter vom Hause, ich mußte ihren Befehlen gehorchen.“

„Was meinst Du, wenn ich meiner Schwester diese Entdeckung mittheile . . .“

„Sie werden mich doch nicht unglücklich machen, Herr Commissionsrath!“

„Nein, ich werde sogar für Dich sorgen, wenn Du mich von Zeit zu Zeit besuchst und mir berichtest, was hier im Hause vorgeht. Du verstehst mich . . . mehr brauche ich Dir nicht zu sagen. Von dem Baron hast Du nichts zu erwarten; diene den Verwandten deiner Herrin und Du wirst Dich wohl dabei befinden. Jetzt kannst Du ausgleichen, was Du zu einer gewissen Zeit Uebles angerichtet hast. Ich erwarte Dich in meiner Wohnung, die Du kennst; bleibst Du aus, so verfahre ich nach meiner gewöhnlichen Manier. Ich hoffe indeß, daß Du noch so viel Liebe zu Deiner Herrin hast, um die alte Frau vor tückischen Gleißnern zu schützen. Merke Dir: der Baron bekommt nicht einen Heller von dem Vermögen meiner Schwester. Nun öffne mir die Thür!“

Ernst führte den Befehl aus. In dem Augenblicke, als Erich die Schwelle überschreiten wollte, flüsterte der Bediente:

„Lieber Herr, ist denn die Louise bei Ihnen?“

„Gewiß! Ich muß mich ihrer annehmen, wenn sie nicht umkommen soll.“

Der greise Diener zitterte.

„Herr Commissionsrath, hier können wir nicht viel sprechen, da der Baron jeden Augenblick kommen muß . . . nein, ich will Ihnen nur die Wahrheit sagen . . . er befindet sich schon in seinem Zimmer . . .“

„Hat er denn ein Zimmer?"

„Die Gräfin selbst hat es ihm angewiesen. Dort macht er Toilette und betet . . . er kam während der Unterredung, die Sie mit meiner Herrin hatten. Gehen Sie getrost; ich suche Sie vielleicht heute noch auf. Gott sei Dank, daß sie sich der armen Louise annehmen; es ist wahrlich die höchste Zeit, wenn etwas für sie geschehen soll. Ich höre die Glocke . . . Auf Wiedersehen!"

Die Thür ward geschlossen. Erich stand auf der Straße.

„Der Kerl scheint aufrichtig zu sein, murmelte er vor sich hin. Er mag mir wohl nicht getraut haben, hat mich vielleicht für einen Erbschleicher gehalten. Diese Vorsicht flößt mir Vertrauen ein, ich werde ihn übrigens noch auf eine Probe stellen, ehe ich offen Rücksprache mit ihm nehme. Ans Werk denn, die Zeit ist kostbar."

Er ging an dem Gitter hin, daß, wie wir schon bemerkt haben, durch Breter ausgefüllt war. Am Ende des Gitters öffnete sich eine Gasse, die durch hohe Hecken gebildet ward. Der Weg, wenig betreten und mit Gras bedeckt, führte zu einsamen Gärtnerwohnungen. Erich mochte mit der Oertlichkeit vertraut sein; er schritt rüstig weiter, bis er ein Haus erreichte, das links in der blühenden Hecke lag. Hohe Bäume überragten das Dach des kleinen einstöckigen Gebäudes. Kaum hatte der Commissionsrath die Glocke gezogen, so ward auch schon die grün angestrichene Thür geöffnet. Eine bejahrte Bäuerin rief ihm entgegen:

„Guten Morgen, Herr Commissionsrath! Ich warte schon seit einer halben Stunde auf Sie."

Der Alte trat lächelnd ein. Die Hausflur, die ihn

empfing, war sauber und nett. Durch die geöffnete Hinterthür sah man in einen Garten, der durch einen kleinen Hof von dem Hause getrennt ward.

„Sind die Zimmer fertig, Frau Miete?"

„Gestern Abend schon, lieber Herr. Ueberzeugen Sie sich. Sie werden Ihre Freude daran haben.

Erich stieg eine schmale Treppe hinan. Der Corridor, den er betrat, war klein, aber hell und sauber. Frau Miete zeigte ihrem Gaste mit triumphirendem Lächeln zwei Stübchen und ein Schlafgemach, die so freundlich und nett waren, daß Erich laut in Verwunderung ausbrach.

„So habe ich mir die Wohnung gewünscht!" rief er aus.

„Sie können heute einziehen."

„Hören Sie mich an, Frau. Ich habe die Wohnung nicht für mich, sondern für zwei Damen gemiethet."

„Für zwei Damen?" fragte überrascht die Frau.

„Erschrecken Sie nicht!" fuhr lächelnd der Alte fort. Die Damen, die ich Ihnen bringe, werden in stiller Zurückgezogenheit wohnen. Ich bürge für Alles . . . Sie verstehen mich doch?"

„Gewiß, Herr Commissionsrath."

„Stellen wir die Bedingungen fest. Sie wollten den Miethpreis erst nennen, wenn die Zimmer eingerichtet seien . . . fordern Sie, Frau!"

„Sechs Thaler für den Monat . . ."

„Das ist . . ."

„Zuviel?" unterbrach ihn rasch die Hausfrau. „Mein Gott, ich habe es wohl gefürchtet!"

„Nein, zu wenig! Ich zahle zehn Thaler und sofort auf vier Monate voraus. Hier ist Geld!"

Er zog sein Portefeuille und warf die Summe in Banknoten auf den Tisch. Frau Miete starrte das Geld an.

„Ich will es nur gestehen,“ stammelte sie ... „wir befinden uns in großer Verlegenheit ... nun sind wir gerettet. Die Gärtnerei ist sehr schlecht gegangen ...“

„Genug! Genug! Ich komme jetzt zu den Bedingungen, die Sie zu erfüllen haben.“

„Ich thue gern Alles, was Sie wünschen, lieber Herr Commissionsrath. Mein Bruder Andreas, der Fiacre, hat mir schon gesagt, was für ein guter Herr Sie sind!“

„Vor allen Dingen fordre ich Verschwiegenheit.“

„Ich kann schweigen wie mein Mann, dem ein Schlagfluß die Zunge gelähmt hat. Da sitzt er draußen zwischen seinen Bienen ... er hört und sieht Alles; aber er kann nicht antworten, wenn er gefragt wird. Darum geht er auch nicht aus und wirthschaftet nur im Garten.“

„Weiter also! Die beiden Damen sind Mutter und Tochter, meine Verwandte. Die Mutter nennen Sie einfach Madame Born und die Tochter Fräulein Adeline.“

„Madame Born ... Fräulein Adeline ... gut! Ich werde es nicht vergessen.“

„Ihren Abmiethern muß die Benutzung des Gartens freistehen.“

„Die schöne Laube, die dicht an den gräflichen Garten grenzt, ist wie ein Häuschen; die Damen mögen den ganzen Tag darin zubringen. Und die Blumenbeete, die in der Nähe liegen ...“

„Werden sie sich ansehen, gut, recht gut. Sie incommodiren die Damen so wenig als möglich und sagen keinem Menschen, daß ich zuweilen komme oder mit Ihren Abnehmern verwandt bin. Sie wissen überhaupt nichts

weiter, als daß Madame Born eine Sommerwohnung von Ihnen ermiethet hat. Sollten weitere Anordnungen nöthig werden, so ertheile ich sie Ihnen noch. Nun führen Sie mich in den Garten."

„Gern, lieber Herr!"

Beide stiegen die Treppe hinab, gingen durch den Hof, in dem sich ein Brunnen befand, und traten in den Garten, der mit Gemüse- und Blumenbeeten angefüllt war.

Dicht an der hohen Taxushecke, die den gräflichen Garten begrenzte, stand ein kleines Bienenhaus, vor dem sich ein Beet mit allen den Gewächsen ausbreitete, die den Bienen vorzüglich Nahrung geben. Die kleine farbenreiche Fläche gewährte einen köstlichen Anblick. Tausende von Bienen schwärmten von Kelch zu Kelch, von Blüte zu Blüte. Das Summen in der stillen, warmen Frühlingsluft war ein köstliches, poetisches Geräusch. Und dazwischen sangen die Vögel, die sich in dem frischen Grün der Bäume verborgen hielten. Man sah sie nicht, aber man hörte sie desto deutlicher. Ueber dem duftigen Fliederstrauche in der Nähe des einfach aus Holz gezimmerten Bienenhäuschens saß ein alter Mann, der behaglich sein Pfeifchen schmauchte und das Treiben der fleißigen Insecten beobachtete. Er mochte sechzig und einige Jahre zählen. Sein durchfurchtes Gesicht war schon braun gebrannt von der Sonne. Ein schwarzes Lederkäppchen, unter dem volles weißes Haar hervorquoll, bedeckte den Kopf des Alten. Seine Kleidung paßte nicht mehr zu der Zeit, in der sich die Ereignisse zutrugen, die wir schildern. Eine Schoßjacke von schwarzem Tuch, dicht mit großen Knöpfen besetzt, hüllte den breiten Oberkörper ein. Die Manchesterbeinkleider von ungewissier Farbe staken in langen Ledergama-

schen, die bis über die Knie reichten. Schwerfällige Schuhe vollendeten das abgetragene, aber reinliche Costüm des Alten, der ruhig an seinem Platze verblieb, als der Comissionsrath sich ihm näherte.

„Da ist mein Mann!“ sagte die Frau. Er weicht und wankt nicht von seinen Bienen, die er lieb hat wie seine Kinder. Triebe ihn der Hunger nicht dann und wann in das Haus, er würde hier den ganzen Tag sitzen. Peter, grüße doch den Herrn!“

Peter nahm sein Käppchen ab, das er in der Hand behielt. Nun zeigte sich sein bewunderungswürdiger Schädel. Rund und glänzend dehnte sich eine große Glatze von der Stirn bis an den Hinterkopf aus. In den Schläfen prangten dichte Büschel weißer Haare. Peter, noch als Greis schön, mußte einst ein stattlicher Mann gewesen sein.

„Ihr könnt also nicht sprechen, Peter Miete?“ fragte der Commissionsrath.

Der Greis deutete mit der Hand auf die Zunge, als ob er sagen wollte: da liegt der Fehler.

„Seid Ihr schon lange der Sprache beraubt, armer Mann?“

Peter deutete auf seine Frau.

Diese antwortete:

„Ach Gott ja, es ist schon lange her. Sie hätten ihn sehen sollen, als wir uns heiratheten! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Wasser in die Augen kommt.

Frau Miete that, als ob sie mit der weißen Leinenschürze Thränen trocknete. Wir können nicht sagen, ob sie wirklich geweint hat; nur soviel dürfen wir versichern, daß

sich ihrer eine schmerzliche Erregtheit bemächtigte, der sie durch die Worte ein Ende machte: „Ich soll nun einmal kein Glück haben! So lange mein Mann tüchtig mit Hand anlegen konnte, hatten wir unser gutes Auskommen; seit ich aber allein schaffen muß, bringt die Gärtnerei nicht viel ein. In den letzten Jahren haben wir Schulden gemacht ... Gott sei Dank, ich kann nun einen Theil davon bezahlen.

Die Redselige hätte alle ihre Verhältnisse genau geschildert, wenn der Commissionsrath die Frage nicht hingeworfen hätte:

„Kann denn Peter nicht durch Schreiben sich verständlich machen?“

„Nein, lieber Herr; er kann nur nothdürftig lesen; mit dem Schreiben ist es nichts. Aber die Bienenzucht weiß er zu handhaben, daß es eine wahre Freude ist. Im Herbste und Frühlinge greift er manchmal zum Spaten, um mir graben zu helfen; das dauert aber nicht lange, dann schleudert er wüthend das Geräth zu Boden und geht seine Wege. Ich glaube, der Schlagfluß hat ihm auch den Verstand ein wenig verrückt ... Fürchten Sie nichts für Ihre Damen, mein lieber Herr, Peter ist nicht bösartig oder sonst gefährlich; er zeigt sich im Gegentheil sehr gefällig. Sein Unmuth äußert sich nur darin, daß der Alte stumm und starr sitzt wie ein Klotz, und wenn man tausend Fragen an ihn richtet. Dann will mir scheinen, als ob er auch das Gehör verloren hätte. Der Doctor meint, Arzenei hälfe nicht, wir sollten meinen Mann nur ruhig gewähren lassen. Aber es wäre zu verwundern, daß er so rüstig wäre und so lange lebte.

Während dieses Gesprächs waren Beide an die große

Laube gelangt, die, von Holzwerk gebildet, sich an die Taxushecke lehnte. Es war ein schattiges, einsames Plätzchen. Die Ranken der Judenkirsche bildeten ein Gewölbe, das dem Eindringen der Sonnenstrahlen wehrte. Am Eingange prangten zwei mächtige Fliederbäume, die bereits zu blühen begonnen. Ein alter Birnbaum breitete seine knorrigen Zweige so weit aus, daß sie zum Theil das Dach der Laube bedeckten.

„Ich werde für Möbel sorgen," meinte Herr Erich, als er den leeren Raum sah. „Doch, zu welchem Zwecke ist das Loch in der Taxushecke?"

„Mein Mann sieht zuweilen in den gräflichen Garten; er hat es hineingeschnitten. Wenn die Bienen schwärmen, muß er beobachten, wohin sie ziehen. Die Thiere fragen nicht, wer der Eigenthümer des Baumes ist, an dessen Zweige sie sich in schwarzen Klumpen hängen. Voriges Jahr hat mein Mann zwei Schwärme aus dem Nachbargarten holen müssen. Wenn die Blätter ausgewachsen sind, sieht man die Oeffnung nicht mehr.

Erich betrachtete den gräflichen Garten. Soviel sich von der Laube aus erkennen ließ, erfreute sich das schöne Grundstück keiner aufmerksamen Pflege. Auf den Beeten, die mit Buxbaum eingefaßt, wucherten Gras und Unkraut. Alle Gesträuche, die meisten davon waren seltener Art, bildeten verwilderte Gruppen. Weiterhin erhoben sich riesige Platanen, die Haine und Wäldchen bildeten. Hier und dort sah man Sandstein-Statuen von kolossaler Größe. Durch die Lichtung der Gesträuche schimmerte die Kuppel eines Pavillons oder das Dach eines Lusthäuschens. Arbeiter oder sonst Leute, die sich der Pflege des Gartens unterzogen, sah man nirgends. Der frische Geruch von Gras

erfüllte die ganze Gegend. Und dabei war es so still, daß man die Nähe einer großen Stadt durchaus nicht vermuthete. Erich sprach seine Verwunderung darüber aus.

„Der gräfliche Garten," erkärte Frau Miete, „erstreckt sich wohl noch eine halbe Stunde in die Felder hinaus. Weiterhin beginnt eine hohe Mauer, die Alles einschließt, was zu dem Hause der alten Gräfin gehört. Die Besitzerin kümmert sich um das schöne Grundstück nicht, das viel Geld eintragen könnte, wenn es gut bewirthschaftet würde. Uns kommt es vor, als ob jenseits der Hecke eine Wüstenei wäre. Alles wächst und wuchert in den lieben Tag hinein. Es ist eine wahre Sünde und Schande. Das Obst wird im Herbste nicht abgenommen, es verfault auf den Bäumen oder wird gestohlen. Die Wirthschaft da drüben ist mir unerklärlich."

„Zeigt sich die Gräfin nicht zuweilen?" fragte Erich.

„O ja. Früher machte sie Spaziergänge; seit einigen Jahren läßt sie sich fahren."

„Sie läßt sich fahren?"

„In einem kleinen Wagen, den der alte Bediente schiebt. Es sieht recht traurig aus. Die steinreiche Frau sitzt so krumm in dem schönen Fuhrwerke, daß man kaum ihren Kopf unterscheiden kann. An der Hecke fährt sie herunter, dann den krummen Weg an dem Rasenplatze hin und da, wo das Treibhaus steht, das auch dem Verfalle nahe ist, verschwindet sie. In diesem Jahre habe ich meine Nachbarin noch nicht gesehen. Sie wird nun wohl bald kommen, da es warmes Wetter ist."

„Kommt sie allein?"

„Selten, Herr Commissionsrath."

„Wer ist bei ihr?"

„Ein langer, hagerer Herr, der wie ein Gespenst neben dem Wagen hergeht.“

„Wer ist denn dieses Gespenst?“

„Das habe ich noch nie erfahren können. Er geht ganz schwarz gekleidet, hat lange Haare und trägt einen niedrigen schwarzen Hut. Den vorigen Sommer hat er auch einmal den Wagen geschoben, was ihm viel Mühe zu machen schien.“

„Wie, den Wagen hat er geschoben?“

„Wir konnten es durch die Hecke sehen. Ich mußte lachen ... das Ding war zu drollig. Endlich kam der Bediente und die Fahrt ging rascher.“

Erich schüttelte ernst sein graues Haupt, sah noch einige Augenblicke in den gräflichen Park und verließ die Stube. Der Weg führte an dem Bienenhause vorüber. Peter saß immer noch auf seinem Stuhle, rauchte und erfreute sich an der Thätigkeit der Bienen.

„Auf Wiedersehen, Alter!“ rief Erich.

Peter lüftete sein Käppchen und blickte ernst dem Fremden nach, der mit der Frau das Haus betrat. Es schien ihm nicht recht zu sein, daß seine Einsamkeit gestört wurde, denn mißmuthig warf er die Pfeife auf den lockern Boden, kreuzte die Arme und starrte düster nach dem Wipfel des Birnbaumes, der leise und geheimnißvoll, von einem Lufthauche bewegt, rauschte. So traf ihn die zurückkehrende Frau, die den Commissionsrath bis zur Thür geleitet hatte.

„Peter,“ sagte sie, „ich merke schon, Dir ist es nicht recht, daß ich vermiethet habe. Du machst ein Gesicht, als ob Dir ein Bienenschwarm entflohen wäre.“

Der Bienenvater nickte mit dem Kopfe.

„Der Herr, den Du gesehen hast, wird nicht bei uns einziehen.“

Peter hob beruhigt die Pfeife empor.

„Aber zwei Damen werden kommen,“ fuhr die Frau fort. „Eine Mutter mit ihrer Tochter. Ich habe bereits so viel Geld erhalten, daß ich die Zinsen von dem Capitale bezahlen kann, daß auf unserm Hause steht. Bist Du nun zufrieden?“ fragte sie, indem sie die Banknoten zeigte.

Der Mann stand auf, nahm das Geld und betrachtete es. Ein seltsames Lächeln verzerrte seine aufgesprungenen Lippen. Er mochte Gefallen finden an der Summe, die ihm ohne Arbeit geworden.

„Da! Da!“ rief er mit Anstrengung.

Es waren dies die einzigen Töne, die er hervorzubringen vermochte.

Er gab das Geld zurück.

„Die Damen werden unsern Garten und jene Laube mitbenutzen, wie es der Herr ausbedungen. Setze Deinen Stuhl hinter den Fliederstrauch und kümmere Dich um die Laube nicht. Die Laube brauchst Du nicht zu betreten, da sie vermiethet ist. Sei hübsch bescheiden, wenn Dir unsere Miethsbewohnerinnen zufällig begegnen sollten und leiste ihnen kleine Dienste, während ich auf dem Markte bin. Uebrigens nimm Dich in Acht; fremde Leute brauchen Deine üblen Gewohnheiten nicht kennen zu lernen. Ich bereite das Mittagsessen ... nach einer Stunde magst Du zu Tische kommen.“

Die Frau ging in den Hof, füllte aus dem Brunnen einen Eimer mit Wasser und trug das volle Gefäß in die Küche, die sich in dem Erdgeschosse des Hauses befand. Peter holte einen Lederbeutel aus der Tasche seiner Schoß-

jacke, füllte den Kopf seiner Pfeife mit Tabak, schlug Feuer an, legte den glimmenden Schwamm, der einen süßlichen Geruch verbreitete, auf die Pfeife und rauchte, daß eine große blaue Wolke seinen Kopf einhüllte. Wie eine Bildsäule stand er lange unter dem blühenden Fliederbaume, der ihn vor den Strahlen der Sonne schützte. Er mochte über ein wichtiges Problem nachdenken, denn oft hob er die Hand, bewegte die Lippen und wiegte das Haupt. Jetzt mußte er die Lösung gefunden haben. Schlau lächelnd griff er in die Tasche und holte ein großes Gärtnermesser, eine sogenannte Hippe, hervor, deren krumme Klinge er betrachtete und untersuchte. Dann ging er zu dem Bienenhause. Zwischen dem Häuschen und der Hecke befand sich ein sehr schmaler Gang; in diesen Gang zwängte sich der Bienenvater und begann die Zweige aus der Taxushecke zu schneiden. Nach einer halben Stunde war die durch diese Arbeit bewirkte Oeffnung so groß, daß Peter seinen Kopf hineinbringen konnte.

„Da! Da!“ rief er zufrieden.

Und nun sah er in den gräflichen Garten. Sein Gesicht erheiterte sich, die großen Augen glühten. Plötzlich murmelte er; es klang wie ein dumpfes Stöhnen. Behutsam zog er den Kopf zurück und sank leise auf die Kniee nieder. Seine Augen blieben in der Höhe, daß sie durch die Oeffnung blicken konnten. Die derben Fäuste des Bienenvaters, die sich auf die Erde stützten, zitterten. Was bewirkte diese gewaltige Erregung in dem alten Manne, der sich bemühte, jedes Geräusch zu vermeiden und doch zu beobachten? Hätte der Leser hinter dem Bienenvater gestanden und mit ihm durch die Oeffnung gesehen, so würde er Zeuge folgender Scene gewesen sein.

Den Weg herab, dicht an der Taxushecke, kam ein eleganter Stuhlwagen, der von einem alten Bedienten in Livrée geschoben ward. In dem gepolsterten Sitze saß die alte Gräfin, genau so, wie es Frau Miete dem Commissionsrathe beschrieben hatte. Die Greisin war in einen Mantel von schwarzem Atlas gehüllt, der über die Lehnen wie eine Decke hinweghing. Die drei Räder des Wagens bewegten sich so leicht, daß sie kaum ein leises Geräusch in dem Kiessande verursachten. Neben dem Wagen ging eine lange, hagere Gestalt, die fast einem geistlichen Herrn glich. Es war der Baron von Lyser, dessen der Bediente Ernst im Gespräche mit dem Commissionsrath erwähnt. Er trug einen langen schwarzen Rock, der über der schmalen Brust fest zugeknöpft war, ein weißes Halstuch und herabwallendes blondes Haar unter einer Art Quäkerhut. Als Stütze bediente er sich eines gelben Rohrstocks, den er von Zeit zu Zeit nachlässig hinter sich her schleifen ließ. Sein weißes Gesicht, völlig bartlos, war lang und hager. Eine goldene Brille mit blauen Gläsern bedeckte die Augen. Bis jetzt hatte der Zug sich in einer schattigen Kastanienallee bewegt; dort, wo der Bienenvater lauschte, endete diese Allee und der Weg führte über eine duftende Wiese.

„Ah, ah!“ rief der Baron mit sonorer Stimme. „Die Natur prangt in ihrem besten Frühlingsschmucke, eine Braut, gerüstet den Bräutigam zu empfangen. Ueberall Licht und Glanz . . . Das ist ein Festtag, den der Herr selbst bereitet, um sein liebstes Kind zu ehren! Mit dieser Fülle von Pracht war noch kein Tag angethan in diesem Frühlinge!“

Der Bediente mußte auf Befehl der Gräfin halten.

„Hier ist mein Lieblingsplätzchen!“ rief sie, den Kopf

emporhebend. „Von diesem Puncte aus kann ich den Park mit den Blicken erfassen. Ach, dort sehe ich die Kuppel des Mausoleums, in dem die irdischen Reste meines Gemals ruhen. Die Sonne bildet eine Glorie um das schützende Dach, das sich wie ein Phönix aus dem Grün der Bäume erhebt. Baron, der heutige Tag stimmt mich zu ernsten Betrachtungen . . . ich werde ein Gebet an dem Sarge meines Gemahls verrichten."

„Sie werden im stillen Kämmerlein beten, meine liebe Freundin; dort, wo der dumpfe Hauch der Verwesung weht, könnte Ihr Körper Schaden erleiden . . . es ist mir heilige Pflicht, Ihnen abzurathen. Der gütige Gott hat Sie mit der köstlichen Gabe der Gesundheit gesegnet, hat Sie das siebenzigste Lebensjahr erreichen lassen . . . seien Sie dankbar, indem Sie das Empfangene sorgfältig wahren. Ich kann nicht beistimmen, so gern ich jeden Ihrer Wünsche erfüllt sähe."

„Sie Guter und Lieber," rief die Gräfin, „sind doch stets um mein Wohl besorgt. Ihre Obhut rührt mich tief."

„Folgen Sie nur stets meinem Rathe, dem Rathe des erfahrenen und theilnehmenden Freundes, und Sie werden Ihr kostbares Leben sicher bis auf hundert Jahre bringen."

„Danke, guter Freund!"

„Nehmen Sie meinen Rath an?"

„Ich wäre thöricht, wollte ich ihn überhören."

„Sie haben sich diesen Morgen schon erregt . . ."

„Leider! Die Menschen sind böse, sie achten das Alles nicht . . . selbst der eigene Bruder . . ."

„Eigennutz und Habsucht herrschen jetzt in der Welt wie noch nie. Der Teufel schleicht im Lammfelle umher,

er dringt auch in die Wohnungen der Frommen... Unser Ernst hätte besser seine Gebieterin bewachen sollen."

„Verzeihung, gnädiger Herr," antwortete der Bediente, „ich habe den Bruder meiner Gebieterin stets am Geburtstage angemeldet . . ."

„Freilich, Du konntest nicht wissen, daß der weltlich gesinnte Mann mehr wollte, als einen Glückwunsch darbringen."

„Sprechen wir nicht mehr davon!" meinte die Gräfin. „Ernst hat den Befehl in Bezug auf meinen Bruder empfangen, er wird nun darnach zu handeln wissen."

„Die gnädige Frau kann sich auf mich verlassen. Es soll kein Profaner Ihre Ruhe wieder stören."

Der Baron hatte sein Haupt entblößt. Den Hut zwischen den emporgehobenen Händen haltend blickte er, wie in Verzückung, nach der Sonne, die strahlend hinter einem Baumwipfel hervorgetreten war. Das blonde Haar der Perrücke floß ihm in den Nacken herab. Hätte ein Maler das Original zu einem modernen Prediger in der Wüste gesucht, hier würde er das schönste Exemplar gefunden haben.

„Er betet!" flüsterte die Gräfin.

„Der fromme Mann," fügte Ernst hinzu.

„Entblöße Dein Haupt, Ernst!"

„Ja, gnädige Frau!"

„Wir wollen mit ihm beten! Der Anblick ist hehr und groß!"

„O, Urquell der Gnade!" rief der Baron. „Gieße Deine Kraft, Deine Segnungen auf das Haupt der theuren Freundin, die heute ihren Geburtstag begeht! Ich bete dich an in Demuth und preise deine Liebe durch alle Lande."

Der Wagen rollte weiter; er verschwand zwischen den Gesträuchen.

Peter blieb noch lange an der Oeffnung in der Hecke; starr überblickte er den Park, in dem es nun wieder still und einsam war wie zuvor. Plötzlich erhob er sich. Unheimlich lächelnd drohte er mit der geballten Faust nach dem Parke. Dann ging er auf den Platz vor dem Bienenhause zurück, wo er stehen blieb und die erloschene Pfeife anzündete. Bald rief ihn die Gattin zu Tische.

III. Louise.

Gegen ein Uhr Mittags betrat der Commissionsrath ein bescheidenes Haus in der Vorstadt. Mit der Bedächtigkeit seines Alters stieg er zwei Treppen hinan. Auf dem kleinen Corridor zeigten sich zwei Thüren. Erich wendete sich zu der rechts und zog die Glocke. Schon nach einer halben Minute ward die Thür geöffnet. Ein Männlein, klein wie ein Gnom, stand freundlich lächelnd auf der Schwelle.

„Guten Tag, Meister Just!“

Der Meister zog rasch seine Mütze von weißer Baumwolle.

„Viel Ehre, Herr Commissionsrath!“ antwortete er mit einer wahren Kinderstimme.

Und ehrerbietig ließ er den Gast eintreten. Zugleich beobachtete er große Vorsicht, um jedes Geräusch zu vermeiden.

„Wollen Sie mit mir zuvor sprechen?“ fragte er leise und geheimnißvoll.

„Nur einige Augenblicke, mein lieber Meister.“

Der kleine Mann öffnete die Thür seines Wohnstübchens. Der Arbeitstisch, das große Bügeleisen und verschiedene angefangene Kleidungsstücke verriethen, daß hier ein Schneider sein Gewerbe trieb. Meister Just schob einen Stuhl in die Mitte des Zimmers. Dann sprang er, geschmeidig wie eine Katze, auf den Arbeitstisch, und verbarg die mit Filzschuhen bekleideten Füße in dem halbrunden Loche des weißgescheuerten einfachen Möbels, als der Commissionsrath sich niedergelassen hatte. Meister Just mochte fünfzig Jahre zählen, er sah jedoch jünger aus, da seine Körperformen von den kleinsten Dimensionen waren. Er glich eher einem Knaben als einem Manne. Von Bart war in seinem runden Gesichtchen keine Spur zu entdecken. Sein hellblondes Haar, noch ziemlich stark, kräuselte sich in den Schläfen, daß man hätte meinen mögen, der Meister sei eitel auf seinen Kopfschmuck. Aber Eitelkeit war sein Fehler nicht, er liebte mehr die Bequemlichkeit und hielt sich dabei für einen sehr praktischen Menschen. Seine Toilette war einfach; sie bestand aus Pantalons von verwaschenem gelben Nanking, aus einer grauen Tuchweste, die stets fest zugeknöpft, und aus einem Halstuche von blauem Kattun. Da er keine Jacke trug, sah man die schneeweißen Aermel seines Leinenhemdes.

„Entschuldigen Sie," sagte er lächelnd, indem er die Nadel ergriff und emsig zu nähen begann, „ich kann mich doch mit Ihnen unterhalten ... ein armer Schneider, wie ich bin, darf nicht eine Minute ungenützt verfließen lassen, wenn er nicht zu Grunde gehen will. Der Arbeitslohn ist gering ..."

„Sie haben Recht, Meister; Zeit ist Geld."

„Wenn das wäre, würde ich reich sein, denn ich habe

oft viel Zeit, die Hände in den Schooß zu legen. Nur jetzt drängt die Arbeit ... da muß man das Eisen schmieden ..."

„Schmieden Sie, Meister, nach Herzenslust! Ich wollte mit Ihnen über Madame Born sprechen, der Sie einen Theil Ihrer Wohnung eingeräumt haben."

„Ach, die gute Frau ist noch immer leidend! Sie sieht so bleich und elend aus ..."

„Darum muß sie auf das Land."

„Madame soll ausziehen?" fragte erschreckt der Meister

„Ausziehen, ohne die Wohnung aufzugeben, die ich für das ganze Jahr ermiethe. Sie betrachten mich als Ihren Miethsmann. Diesen Nachmittag begiebt sich Madame Born auf das Land. Fragt man nach ihr, so antworten Sie: Madame ist abgereist, wohin, kann ich nicht sagen."

„Soll geschehen, soll Alles geschehen!" rief der Schneider. „Mir genügt es, daß ich einen kleinen Nutzen aus der Wohnung ziehen kann, die viel Geld kostet."

„Haben die Damen Besuch gehabt?"

„Nein, Herr Commissionsrath. Der Arzt, der diesen Morgen ..."

„Gilt für keinen Besuch. Sollte irgend ein Fremder kommen, so suchen Sie auf feine Weise zu erforschen, was er ist, und dann bringen Sie mir Nachricht."

„Herr Commissionsrath, ich weiß zwar nicht, warum Sie sich für die beiden Damen interessiren ... das ist auch meine Sache nicht ... aber damit Sie sehen, daß ich Ihnen gern diene, muß ich Ihnen im Vertrauen etwas mittheilen."

„Ich werde dankbar sein, Meister Just."

„Aber Sie nehmen es mir nicht übel ..."

„Gewiß nicht.“

„Mit Madame Born ist es wohl nicht ganz richtig?“

„Was wollen Sie sagen, Meister? Nur heraus mit der Sprache!“

„Gestern Abend saß ich noch spät bei der Arbeit ... es mochte gegen zwölf Uhr sein ... Horchen ist meine Sache nicht, denn ich bin nicht neugierig ... aber das Haus ist leicht gebaut, und da hört man denn mitunter Dinge, die man gar nicht hören will. Madame Born wohnt nebenan, das wissen Sie! Da war mir, als ob Jemand heftig weinte. Die Jammertöne gingen mir durch das Herz. Ich sprang auf und wollte Hülfe bringen... da ward es wieder still. Nun lauschte ich natürlich ... Als Hauswirth bin ich doch verantwortlich für das, was in der Wohnung vorgeht. Auch dachte ich, es könnte meiner Abmietherin ein Unglück begegnet sein. Aber es blieb eine Zeit lang still ... Da ließ sich das Weinen wiederum hören, und zwar ganz laut. Nun war es meine Pflicht, nachzusehen. Ich ging über den Vorsaal, während die Frau immer noch jammerte ... mir war so ängstlich zu Muthe, als ob ich ein Verbrechen entdecken würde. Leise öffnete ich die Thür ... da sah ich, daß Madame Born am Boden kniete, die Hände rang und laut schluchzte. Die Tochter lag fest schlafend im Bette. Außer uns war kein Mensch zugegen ... nun faßte ich Muth ... Sind Sie denn krank, Madame? fragte ich. Da sah mich die blasse Frau mit großen Augen an; sie mochte mich nicht gleich erkennen, denn sie zeigte mit der Hand nach der Thür, als ob ich gehen sollte. Ich ließ mich nicht einschüchtern und wiederholte meine Frage ... Todt, todt! rief sie jammernd. Denken Sie sich meinen Schrecken!

Ich fragte, ob ihre Tochter gestorben sei; da sprang sie auf und stürzte sich über das Bett. Fräulein Adeline, die erwachte, stieß einen lauten Schrei aus. Ich sah, daß sie die Mutter umarmte und daß sich Beide küßten. Nun ging ich zurück und schloß leise die Thür. Die beiden Damen unterhielten sich noch eine Zeit lang, dann war Alles still im Hause. Ich ging nach ein Uhr zu Bett. Diesen Morgen traf ich Madame Born in der Küche. Ich fragte, wie sie die Nacht geschlafen habe ... gut, recht gut, antwortete sie. Mit keiner Silbe erwähnte sie des Vorfalls, und ich hatte doch mit ihr gesprochen. Wußte sie wirklich nicht mehr, daß ich bei ihr gewesen war, oder wollte sie es nicht wissen. Ich konnte nicht klug daraus werden. Meinetwegen, dachte ich; du sollst nicht aufdringlich sein. So schwieg ich denn, aber ich wunderte mich doch über die Geschichte."

„Man hat solche Erscheinungen," meinte der Commissionsrath. „Madame Born leidet an schwachen Nerven und ist stets sehr erregt. Die frische Landluft wird sie stärken. Sie kennen nun meine Aufträge ..."

„Ja, lieber Herr!"

„Besorgen Sie sie pünktlich."

„Verlassen Sie sich auf mich."

Erich hatte sich erhoben.

Der Meister sprang von seinem Tische herab.

„Wenn nun etwas Außerordentliches vorfällt?" fragte er.

„Sie kennen meine Wohnung?"

„Ja."

„So kommen Sie und erstatten mir Bericht."

„Werde nicht verfehlen, lieber Herr."

„Fragen Sie überhaupt zuvor an, ehe Sie irgend etwas unternehmen.“

„Gewiß!“

„Es braucht Niemand zu wissen, daß wir mit einander verkehren. Sagen Sie den Leuten, die etwa neugierig fragen möchten, Sie arbeiteten für mich. Und es kann ja auch geschehen.“

„Danke! danke!“

Der Commissionsrath trat auf den Vorsaal und klopfte an die nächste Thür.

Ein reizendes Mädchen öffnete.

„Guten Tag, Adeline!“

„Onkel, lieber Onkel!“

„Still, der Schneider braucht nicht zu wissen, daß wir verwandt sind.“

Er schloß die Thür hinter sich.

Adeline nahm ihm Hut und Stock ab.

Madame Born saß am Fenster. Sie wollte sich erheben.

„Nicht von der Stelle!“ rief Erich, indem er ihr rasch näher trat.

Sie reichte ihm wehmüthig lächelnd die schmale weiße Hand.

Adeline hatte rasch einen Stuhl herangerückt, auf dem sich der Onkel niederließ.

„Was ist geschehen?“ fragte er verwundert. „Die Mutter sieht niedergeschlagen aus und in den Augen der Tochter erblicke ich Thränen . . .“

„Es ist Nichts geschehen!“ versicherte Adeline, die der Mutter zuvorkommen wollte. „Wir nehmen an, daß Sie das Herz der Großmutter erweicht hätten und stellten schon

einen Plan für die Zukunft fest. Ich habe vor Freuden geweint; die gute Mutter wollte an ein so großes Glück nicht glauben, sie selbst peinigt sich mit trüben Gedanken und fürchtet stets das Schlimmste."

Erich gab sich Mühe, zu lächeln.

„Ich fürchte zwar das Schlimmste nicht," meinte er; „aber heute kann ich noch keine gute Nachricht bringen. Meine fromme Schwester ist an ihrem Geburtstage eben so hartnäckig, als an jedem andern Tage. Dieser Umstand raubt mir indeß den Muth und die Hoffnung nicht. Ich werde schon Mittel finden, das starre Herz der Alten zu erweichen. Louise, fasse doch Vertrauen zu mir!" fügte er hinzu, die Hand der bleichen Frau sanft drückend. „Ich habe früher Nichts unternehmen können, weil Du mir fern warst und weil ich die Verhältnisse nicht näher kannte ... jetzt aber werde ich handeln. Bis heute ist Nichts geschehen ... daß eindringliche Worte ohne Erfolg bleiben würden, habe ich im Voraus gewußt. Wenn Worte nicht fruchten, so gehen wir zu Thaten über."

Frau Born sah schmerzlich ihre Tochter an.

„Du hast Dich umsonst bemüht, mich zu erheitern!" flüsterte sie. „O, ich kenne meine Mutter! Das Alter ist nicht im Stande, eingewurzelte Vorurtheile zu verscheuchen; es befestigt sie vielmehr."

„Aber ich verscheuche sie!" rief Erich im Tone der Ueberzeugung. „Elsbeth soll ihrer Tochter nicht nur das ganze Vermögen hinterlassen, sie soll ihr auch einen Fehltritt verzeihen, den sie selbst begangen hat. Adeline, ich bitte Dich um ein Glas Wasser."

Das junge Mädchen verließ rasch das Zimmer.

„Onkel," fragte Louise hastig, „bestätigt es sich, daß der Baron von Lyser das Haus meiner Mutter betritt?"

„Ja!"

„Dann ist nichts zu hoffen."

„Nenne mir den Grund, Louise."

„Der Baron war ein Freund meines Mannes, ein perfider Freund!"

„Immerhin!"

„Die Gutmüthigkeit Borns grenzte an Leichtsinn."

„Mag sie."

„Der Baron kennt alle unsere Familiengeheimnisse."

„Gleichviel."

„Er verwendet sie zu seinem Vortheile, zu unserm Schaden."

Erich fuhr auf.

„Trägst Du die Schuld an den Thorheiten Deines Mannes?"

„Nein, da ist Gott mein Zeuge!"

„Kein Vernünftiger wird Dich dafür verantwortlich machen; er wird Dich vielmehr beklagen. Es sind dies Dinge, die zu erörtern jetzt überflüssig ist. Von diesem Augenblicke an, Louise, überläßt Du Dich meiner Führung; ich muß es zu Deinem eigenen Heile fordern. Frage mich nicht um die Gründe irgend einer der Anordnungen, die ich treffen werde; füge Dich mir, wie eine Tochter dem Vater und zweifle nicht daran, daß ich es herzlich gut mit Dir meine. Dein Gemüth leidet; es ist dies eine Folge der schweren Schicksalsschläge, die Dich betroffen. Sei stark, Louise, biete den Widerwärtigkeiten muthig die Stirn und glaube mir: es wird sich noch Alles zum Besten

kehren. Wir müssen freilich behutsam verfahren denn es gilt, eingewurzelte Vorurtheile ausrotten."

Louise brach in Thränen aus.

„Der Fluch des Vaters lastet auf mir!" rief sie schluchzend. „Und darum flieht mich das Glück, darum habe ich Tag und Nacht nicht Ruh und Rast! Die Mutter verstößt mich . . . Ach, wie elend, wie unbeschreiblich elend bin ich! Die Armuth wollte ich ja gern ertragen, wenn mir nur der Segen der Mutter würde. Da lebe ich einsam als eine verstoßene Verbrecherin . . . Mein Gott, mein Gott!"

„Da brichst Du schon wieder in Klagen aus!" rief unwillig der Commissionsrath. „Louise, bin ich Dir denn Nichts? Finden meine Worte, die Worte eines alten verständigen Mannes, bei Dir kein Gehör? Ich kann die Trostgründe, die oft versprochenen, nicht zum tausendsten Male wiederholen."

„Könnte ich nur die Mutter sehen, sie aus der Ferne beobachten!" jammerte die arme Frau. Sie hat mich abweisen lassen . . . die Mutter hat der Tochter die Thür verschlossen! O, das ist ein schrecklicher Gedanke!"

„Du sollst die Mutter sehen, Louise!"

„Wo?" fragte sie hastig.

Der Commissionsrath schilderte die Wohnung, die er gemiethet hatte.

„Louise," schloß er, „Du siehst, daß ich Alles aufbiete, um Deinen Wünschen entgegen zu kommen. Ich möchte Dir gern ein ruhiges Leben verschaffen, eine Existenz, die Dir erlaubt, den Verlauf der Dinge abzuwarten. Aber darf ich denn wagen, Dich in die Nähe meiner Schwester

zu bringen, ohne fürchten zu müssen, daß Du mir durch Unvorsichtigkeit den wohlüberlegten Plan zerstörst?"

Louise lächelte wehmüthig.

„Nein, Onkel," antwortete sie, ihm die Hand reichend, „ich werde Ihren Anordnungen folgen, wie ein gehorsames Kind. Es ist mir schon genug, daß ich die Mutter auf ihren Spaziergängen sehen kann."

„Du wirst sie verscheuchen, wenn Du die empfohlene Vorsicht vergißt. Außerdem denke an Deine Adeline, die ohne Vermögen einer trostlosen Zukunft entgegengeht. Für Dich ist wohl gesorgt, so lange Du lebst; aber für Deine Tochter nicht."

„Ich werde stark sein!" rief die arme Frau. „Nein, ich kann nicht an meiner Tochter handeln, wie die Mutter an mir gehandelt hat. Indem ich vorsichtig verfahre, sorge ich ja für Adeline, für mein gutes, liebes Kind!"

„So ist es recht," rief Erich, „so mußt Du denken! Das Leben ist nun einmal wie es ist und die Menschen lassen sich nicht anders machen, als sie unser Herrgott erschaffen hat ... der Kluge schwimmt nicht gegen den Strom, weil er begreift, daß er seine Kraft vergebens opfert; aber er sucht auf andere Weise an das Ziel zu gelangen, er weicht dem Strome aus und lavirt so lange im ruhigen Wasser, bis er durch einen geschickten Sprung das Ufer erreicht. Und nun, Louise, richte ich noch eine ernste Frage an Dich."

„Was wollen Sie wissen, Onkel? Fragen Sie?"

„Willst Du auch aufrichtig antworten?"

„Ja!"

„Aber erschrick nicht, wenn ich von Deinem Manne spreche. Ah, Du zitterst schon wieder! Das ist nicht gut,

Du mußt männliche Festigkeit zeigen, mußt mir Dein ganzes Vertrauen schenken, damit ich mit Kraft und Umsicht für Deine Adelinewirken kann."

Louise neigte beistimmend das Haupt.

Der Commissionsrath lauschte einige Augenblicke; nachdem er wahrgenommen, daß sich von Außen Niemand der Thür näherte, fragte er:

„Ist Dein Mann wirklich todt?"

„Ich weiß es nicht!"

„Louise, denke, Du ständest Deinem Beichtvater gegenüber . . ."

„Ich weiß es nicht," wiederholte Louise mit bebender Stimme.

„Du übst keinen Verrath, wenn Du mir die Wahrheit sagst; Du erfüllst im Gegentheil die Pflicht der Gattin und Mutter. Kenne ich das Schicksal Deines Mannes, so ist es mir möglich, für ihn zu sorgen. Hat ihn der Tod ereilt, oder hat er selbst Hand an sich gelegt, wie man glaubt, so ist jede Sorge überflüssig. Was vermuthest Du? was weißt Du?"

Louise legte beide Hände auf die Brust.

„Ich weiß Nichts, ich vermuthe Nichts!" versicherte sie.

„Denke daran, daß der Baron von Lyser der fromme Hausfreund Deiner Mutter ist. Diesen Patron müssen wir entlarven . . . Die Rechtfertigung Borns zähle ich zu den Mitteln, die ich zu Deinen Gunsten zu verwenden gedenke. Sei aufrichtig, Louise! Du kannst nur nützen, wenn Du Dich aussprichst!"

„Gönnen Sie mir noch einige Tage Zeit, Onkel!"

„Warum? Warum?"

„Ich werde bis dahin eine Schrift vollendet haben, die

ihnen Aufschlüsse über Alles giebt. Die Furcht vor einem plötzlichen Tode hat mir die Feder in die Hand gegeben. Ich wollte nicht aus dem Leben scheiden, ohne meine Tochter aufzuklären . . ."

„Gut, Louise, vollende Dein Werk. Ich warte bis dahin. Daß ich die Geheimnisse, die Du mir mittheilen wirst, vorsichtig und nur zu Deinem Vortheile verwenden werde, brauche ich wohl nicht zu versichern."

Adeline öffnete die Thür. Sie hatte wohl begriffen, daß der Onkel mit der Mutter allein sprechen wollte, darum fragte sie:

„Kann ich eintreten?"

„Gewiß, mein Kind!" antwortete Erich

„Haben Sie die Mutter getröstet?"

„Sie wird nun wohl nicht mehr weinen."

Das junge Mädchen präsentirte dem Onkel ein Glas Wasser.

„Frisch aus dem Brunnen!" fügte sie hinzu, indem sie sich graziös verneigte.

Erich antwortete durch ein dankbares Lächeln. Nachdem er getrunken, theilte er mit, daß gegen Abend ein Wagen kommen würde, der die Damen in die neue Sommerwohnung bringen solle.

„Tröstet Euch!" rief er heiter. „Ich werde morgen früh kommen, um nachzufragen, ob die Wahl der Wohnung nach dem Geschmacke der Damen ausgefallen ist."

Louise hatte sich erhoben. Eine schlanke Gestalt, stand sie vor dem Commissionsrathe, der ihr gerührt einen Kuß auf die bleiche Stirn drückte.

„Auf Wiedersehen, Louise! Arbeite fleißig an Deiner Schrift und präge Dir ein, was ich Dir gesagt habe."

Nun nahm er von Adelinen Abschied. Dann verließ er die Wohnung, deren Thür das junge Mädchen ihm öffnete.

„Erheitere die Mutter!“ flüsterte Erich noch einmal. „Und Du, mein Kind, wache über Alles, was vorgeht. Besuche dürft Ihr nicht empfangen . . .“

„Wir kennen ja keinen Menschen in der Stadt!“

„Desto besser.“

Der Commissionsrath eilte die Treppe hinab. Adeline kehrte zu der Mutter zurück. Beide begannen, ihre Sachen einzupacken. Nach kaum zwei Stunden standen die Koffer bereit. Die Damen machten nun Toilette. Louise, die Mutter, war völlig in Grau gekleidet. Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß Adeline ihre Tochter sei. Man konnte die Aehnlichkeit Beider eine frappante nennen. Die Tochter, obwohl erst einundzwanzig Jahre alt, hatte schon ganz die schlanke und edle Gestalt der Mutter. Ihr zartes, aristokratisch schönes Gesicht verrieth Geist und ungewöhnliche Intelligenz. In dem blauen Auge spiegelte sich ein tiefes Gemüth ab. Zart und wohlklingend war ihre Stimme. Die Wahl der Worte und die Art des Sprechens bekundete eine sorgfältige Erziehung. Der Kummer, dieser stete Begleiter der Frauen, hatte vorzüglich in dem Antlitze der Mutter bemerkbare Spuren erzeugt. Louise zählte kaum sechsundvierzig Jahre, und schon hatte sie stark ergrautes Haar, das ihren bleichen Zügen ein ehrwürdiges Ansehen verlieh. Ueber Adelinens ganzem Wesen lag eine milde Ruhe ausgebreitet, die ihren Ursprung mehr in den drückenden Verhältnissen, als in dem Charakter selbst hatte. Die Sorglosigkeit der Jugend war noch nicht ganz gewichen, sie machte sich doch zu Zeiten bemerk-

bar. Diese Mischung von Schmerzlichkeit und Heiterkeit ließ die junge Dame als ein wunderbar poetisches Wesen erscheinen. Unermüdlich und liebevoll wachte sie über die Mutter, an der ihre ganze Seele hing. Sie kannte nur zum Theil die Vergangenheit der unglücklichen Frau; die Verirrungen des Vaters waren ihr fremd geblieben, die Mutter wollte ihn der Tochter gegenüber nicht herabsetzen. Es war dies eine pietätvolle Rücksicht, die Louise dem unglücklichen Gatten schuldig zu sein glaubte.

Gegen sechs Uhr ward die Glocke gezogen.

Meister Just trat in das Zimmer und meldete, daß ein Kutscher draußen warte, der die Damen nach der Sommerwohnung fahren wollte. Der Kutscher mußte kommen. Es war Andreas, den der Leser bereits kennt. Mit dem Mißtrauen, das die verlassene und verrathene Frau stets hegte, fragte sie:

„Wer sendet Sie, lieber Mann?“

„Der Herr Commissionsrath Bechstein,“ antwortete Andreas, dessen ehrliches Gesicht keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Aussage aufkommen ließ.

„Und wohin sollen Sie uns fahren?“

Diese Frage setzte den Kutscher in Erstaunen.

„Wohin?“ wiederholte er. „Zu meiner Schwester, der Gärtnerin, die eine Wohnung für Sie hergerichtet hat. Das müssen die Damen doch wohl wissen.“

Zugleich überreichte er eine Karte des Commissionsraths.

„Das hätte ich fast vergessen!“ fügte er hinzu.

Jetzt erst ließ man die Koffer hinausschaffen, die Andreas auf seinem Wagen befestigte. Die Damen, in vollständiger Toilette, nahmen Abschied von ihrem Hauswirthe.

Der kleine Meister war bis zu Thränen gerührt; er küßte den scheidenden Miethsbewohnern die Hände und wünschte Gesundheit und langes Leben. Dabei vergaß er nicht zu bemerken, daß die Wohnung immer zur Verfügung stände, da der Herr Commissionsrath sie noch gemiethet habe. Andreas mußte ihm das Haus seiner Schwester beschreiben und Just versprach, recht bald einen Besuch abzustatten. Dann schloß er den Schlag des Wagens, der davonrollte. Der Kutscher hatte auf Befehl des Commissionsraths einen Weg gewählt, der nicht an dem Hause der alten Gräfin vorüberführte. Andreas bog in die Gasse, die von Hecken gebildet ward, fuhr nach einigen Minuten auf dem Rasenwege weiter und hielt vor dem freundlichen, einsam gelegenen Hause.

„Hier wohnt meine Schwester!“ rief er, den Schlag öffnend.

Die Damen stiegen aus. Die Thür des Hauses ward geöffnet und Frau Miete trat heraus. Sie hatte sich geputzt und eine schneeweiße Schürze vorgebunden. Ihr Haupt war mit einer Spitzenmütze geschmückt. Sonst war das Costüm wie wir es am Morgen gesehen. Erstaunt musterte sie die Damen, die bei ihr wohnen sollten. So hatte sie sich ihre Miethsleute nicht gedacht. Die Mutter erweckte Ehrfurcht, die Tochter Achtung und Bewunderung.

„Ich bin die Wirthin, meine Damen, und heiße Sie willkommen. Möge es Ihnen unter meinem Dache gefallen, daß Sie recht lange bleiben. An mir soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen.“

„Es ist gut, Lore!“ sagte Andreas, der die Zungengeläufigkeit seiner Schwester kannte. „Hilf mir die Koffer tragen.“

Die starke Frau empfing einen Koffer und trug ihn allein in das Haus. Der zweite folgte auf diese Weise nach. Die Gärtnerin war geübt im Tragen schwerer Lasten. Andreas kümmerte sich um die Frauen nicht, er schwang sich auf den Bock und fuhr nach der Stadt zurück. Lore führte die Damen in das erste Stockwerk. Hier zeigte sie zunächst das Wohnzimmer, das höchst sauber, fast elegant eingerichtet war. Schneeweiße Gardinen zierten die Fenster; auf den hell polirten Möbeln haftete kein Stäubchen. Waren die Lithographien in Goldleisten auch geschmacklos, sie schmückten doch die lichtblau tapezierten Wände. Auf den Fenstersimsen standen Monatsrosen, Myrthen und Geranien.

„Mutter," rief Adeline, „dort steht ein Piano!"

„Den braunen Kasten hat der Herr Commissionsrath diesen Nachmittag geschickt," erklärte Frau Miete. „Die Träger hatten keine leichte Arbeit. Hier ist der Schlüssel dazu."

Sie holte den Schlüssel aus der Tasche ihrer Schürze und überreichte ihn dem jungen Mädchen. Louise pries gerührt die Aufmerksamkeit ihres Beschützers. Adeline hatte sich längst ein Instrument gewünscht; da stand es, dem Anscheine nach neu und kostbar. Die Tochter, noch in Hut und Shawl, konnte sich nicht enthalten, das Piano zu öffnen und zu prüfen. Wie gewandt glitten ihre zarten Finger über die weißen Tasten! Wie glockenrein und sangreich waren die Töne, die die Spielerin hervorrief. Lore begriff nicht, daß es möglich sei, so zu spielen. Ihr volles Gesicht, das Anfangs das höchste Erstaunen ausdrückte, verklärte sich nach und nach zu einem seligen Lächeln.

„Mutter! Mutter!" rief Adeline, die sich erhob und sie

in die Arme schloß. „Wie lange ist es mir nicht vergönnt gewesen, eine Taste zu berühren. Nun kann ich Dir Deine Lieblingscompositionen vortragen, kann die Schwermuth verscheuchen, wenn sie Dich beschleicht. Und mir wird ein Genuß, den ich so oft ersehnt habe!"

Adeline weinte vor Freude. Die bleiche Mutter lächelte unter Thränen. Das waren frohe, glückliche Augenblicke! Lore wollte nun auch das Ihrige dazu beitragen; sie pries die schöne Aussicht in die baumreichen Gärten, die stille Lage des Hauses, zeigte das Schlafgemach mit den reinlichen Betten und noch ein Stübchen, dessen Fenster nach dem Hofe hinausging. Auch der Brunnen ward nicht vergessen, der das klarste und wohlschmeckendste Wasser in der ganzen Gegend lieferte.

„Nun kommen Sie!" schloß sie ihre Rede.

„Wohin?"

„Sie müssen den Garten und Ihre Laube sehen. O, wir sind noch lange nicht fertig!"

Der kleine Zug der drei Frauen bewegte sich die Treppe hinab, über den Hof in den Garten. Ein köstlicher Blumenduft empfing sie. Der laue Maiabend erhöhte die Pracht der blühenden Beete. Kein Lufthauch regte sich. Der Bienenvater saß still auf seinem Platze; er lüftete grüßend das Käppchen und rauchte fort. Lore gab geschwätzig die nöthigen Aufklärungen über ihren Mann.

„Ist der Arme denn stumm geboren?" fragte Madame Born.

„Peter konnte bei unserer Heirath so gut sprechen als ich. Die Leute hörten ihn gern erzählen, denn er hat viel erlebt."

„Wie hat er denn die Sprache verloren?“ fragte Adeline.

„Ach, daß weiß ich selbst nicht! Er kam einmal nach Hause, konnte nicht sprechen, sah leichenblaß aus, legte sich in das Bett und blieb wohl drei Monate krank. Die Gesundheit kam wieder, aber die Sprache blieb aus. Der Doctor sagte, er wisse nicht, was er davon denken solle. Und dabei ist es geblieben. Könnte Peter nur schreiben, dann würden wir schon erfahren, was mit ihm vorgegangen ... Er kann Nichts sagen, und mir scheint, er will auch Nichts sagen. Im Sommer sitzt er im Garten bei seinen Bienen, im Winter bleibt er hinter dem Ofen. Da muß ich denn die Arbeit allein verrichten und für das liebe Brod sorgen. Gott sei Dank, ich bin gesund und beklage mich nicht. Bei anderen Leuten ist es ein Glück, daß sie Kinder haben . . . mir ist es lieb, daß ich nur den stummen Mann ernähren muß. Freilich, an Unterhaltung ist nicht zu denken. Der Mensch muß sich an Alles gewöhnen, auch an einen Mann, der das ganze Jahr kein Wort redet. Vor dem da sind Sie sicher, daß er das, was er hört, nicht ausplaudert.“

Man war bei der Laube angekommen. Auch für die Ausstattung dieses Raumes hatte Erich gesorgt. Ein kleines Sopha, ein Tisch und zwei Stühle standen darin. Lore bezeichnete die Oeffnung in der Taxushecke und bat die Damen, den gräflichen Park anzusehen.

„Später! Später!“ entgegnete Madame Born, die ihre Erregung zu bemeistern suchte. „Diese Laube ist so anmuthig, daß wir sie oft brauchen werden.“

„Ganz nach Gefallen, meine liebe Dame. Der Herr Commissionsrath hat es ausbedungen, daß Ihnen die Be-

nutzung des Gartens und der Laube frei stehe. Ich habe nichts dagegen, wir werden uns wie Schwestern vertragen und das Leben einander angenehm machen. Bleibt mir auch nicht viel Zeit, da ich den Garten bestellen und das Gemüse zu Markte bringen muß, so ist doch mein Mann da, der Ihnen kleine Handreichungen leisten kann. Peter ist gutwillig, ein wahres Schaf; aber man darf ihn nicht reizen oder den Bienen zu nahe kommen, die ihm über Alles gehen, selbst über seine Frau . . . dann schneidet er gräßliche Gesichter, ballt die Fäuste und kollert wie ein Truthahn."

Die Frauen traten den Rückweg an. Als sie über das große Beet gingen, mußte Peter kommen. Er folgte wie ein Kind. Lore stellte ihm die Damen vor. Der Bienenvater nickte mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: „Ich habe es mir gedacht."

„Sind die Bienen schon zu Bett gegangen?" fragte Adeline, die sich dem Alten freundlich zeigen wollte.

Peter bejahete es.

„Wann stehen die fleißigen Thiere wieder auf?"

Peter hielt fünf Finger empor.

„Morgens früh fünf Uhr?" fragte Adeline.

Der Alte stimmte bei.

„Und auch Sie sind dann auf dem Platze?"

„Gewiß," antwortete Lore. – „Mein Alter ist der Erste und Letzte im Hause. Er öffnet und schließt die Thüren und besorgt das Bischen Vieh, das wir halten. Da sind Tauben, Hühner und zwei Ziegen. Befehlen Sie, so bringe ich Ihnen frische Eier und Sallat zum Nachtessen."

Frau Born nahm das Erbieten gern an.

Während Lore in der Küche wirthschaftete und Peter

die Gewächse und Blumen des Gartens mit Wasser aus dem Brunnen tränkte, richteten sich die neuen Hausgenossen in ihren Zimmern ein. Es fehlte nichts zur Bequemlichkeit. Kommoden und Schränke waren genug vorhanden, um die Kleider aufzunehmen. Das Nachtessen, das die Gärtnerin bereitet hatte, war einfach, aber sehr schmackhaft. Mit großer Genugthuung empfing sie die Complimente, die ihr von den Gästen gemacht wurden. Nach Tische saß die Mutter ermüdet im Sopha; Adeline phantasirte auf dem Piano. Meisterhaft beherrschte sie das schöne Instrument, das unter ihren Fingern sang. So verfloß eine Stunde. Es war dunkel geworden. Man hörte, daß Peter die Thüren und Fensterläden schloß. Die beiden Frauen blickten noch einige Zeit aus dem Fenster, um die balsamische Nachtluft einzuathmen, dann betraten sie das Schlafgemach, machten Nachttoilette und legten sich zur Ruhe nieder. In dem Gärtnerhause war Alles still.

IV. Eine Mesalliance.

Schon am folgenden Tage stattete der Commissionsrath seinen Schützlingen einen Besuch ab. Er traf die Frauen gegen zehn Uhr Morgens in der Laube. Louise umarmte weinend den Mann, den sie ihren Retter aus tiefer Noth nannte. Adeline küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.

„Ihr seid zufrieden?“ sagte er lächelnd. „Gut, so bin auch ich es. Ihr lebt hier wie auf dem Lande und habt noch den Vortheil, Nachbarn der gnädigen Frau von Neu-

hof zu sein. Aber wahrt Euer Incognito, tragt Sorge, daß die alte Dame Eure Nähe nicht ahne. Ihr zerstört mir sonst einen Plan, den ich mit dem Aufgebote aller meiner Klugheit ersonnen habe. Nur Vorsicht und List können uns an das Ziel führen, das jeder rechtlich denkende Mensch ein gutes nennen muß. Wäre meine Schwester nicht schon so alt, so würde ich ihr anders entgegentreten; ich muß sie wie ein Glas behandeln, das leicht zerbricht, wenn man es rauh anfaßt."

„Still!" sagte Adeline.

„Was giebts?"

„Mir ist, als ob ich Geräusch in dem Parke hörte."

Alle lauschten. Louise zitterte am ganzen Körper; sie ließ die Stickerei zu Boden sinken, an der sie bisher emsig gearbeitet hatte. Adeline sah durch die Blätter der Taxushecke in den Park. Plötzlich trat sie zurück. „Mutter," flüsterte sie, „nimm Du meinen Platz ein. Ich glaube, die Großmutter macht ihre Morgenpromenade." Der Commissionsrath winkte mit der Hand, dann trat er an die Oeffnung und lauschte. Indem er sich zurückbog, flüsterte er: „Meine Schwester kommt, die alte Närrin!"

Louise stand mit gefalteten Händen an der Oeffnung. Sie sah den Rollwagen, der von dem alten Bedienten geschoben ward. Neben dem Wagen, in dessen Sitze die alte Dame saß, ging der Baron, lesend in einem Buche. Der Zug bewegte sich sehr langsam. Man hörte deutlich die Worte des dritten Psalms, die der Baron vorlas: „Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn Du schlägst alle meine Feinde auf den Boden und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Denn Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt, wer böse ist, bleibet nicht vor Dir.

Du bringest die Lügner um. Der Herr hat Greuel an den Blutgierigen und Falschen. Herr, leite mich in Deiner Gerechtigkeit, um meiner Feinde willen, richte Deinen Weg vor mir her. Denn in ihrem Munde ist nichts gewisses, ihr Inwendiges ist Herzeleid, ihr Wesen ist ein offenes Grab, mit ihren Zungen heucheln sie."

Nach und nach verschwammen die Worte; sie ließen sich nicht mehr unterscheiden."

„Mutter, meine Mutter!" seufzte Louise. „Ich habe sie wohl erkannt, obgleich sie sehr alt geworden ist!"

Die arme Frau weinte bitterlich.

Der Commissionsrath hatte die Hände auf den Tisch gestützt und murmelte:

„Diese Feinde, denen der Herr die Backen und Zähne einschlägt, sind wir! O, es ist himmelschreiend! Mit solchen Waffen kämpft dieser Mensch! Und meine Schwester, die sonst so aufgeklärte Frau, läßt sich von dem Heuchler bethören! Nur Geduld, die Nutzanwendung seines salbungsreichen Vortrags soll sich bald herausstellen. Es ist zwar schwer, verhärtete Vorurtheile auszurotten; aber ich vollbringe das Werk, wenn Du, Louise, mich unterstützest."

„Ich bin zu Allem bereit."

„Wie steht es mit Deiner Schrift?"

„Morgen werde ich sie Ihnen übergeben."

„Es ist hohe Zeit."

„Einige Stunden Arbeit genügen zu ihrer Vollendung."

„So beeile Dich, denn es drängt mich, dem frommen Baron einen gewaltigen Strich durch die Rechnung zu machen."

Die Frauen geleiteten den Commissionsrath durch den Garten. Der Bienenvater kehrte so eben zu seinem Stuhle

zurück. Er war so in Gedanken vertieft, daß er den freundlichen Gruß der Vorübergehenden nicht hörte. Die Arme untereinandergeschlagen, starrte er in den blauen Himmel, der sich in voller Pracht und Herrlichkeit über der Erde ausbreitete. Es mußte ihm Besonderes begegnet sein, da seine gewöhnliche Ruhe unterbrochen war.

„Der alte Mann kommt mir unheimlich vor!" meinte Louise.

„Und ich habe ihn gern," fügte Adeline hinzu. „Die Unterhaltung, die ich diesen Morgen mit ihm hatte, legt Zeugniß von seiner Gutmüthigkeit ab. Und wie gefällig, wie zuvorkommend ist der arme Stumme. Einmal schien es mir, als ob er darüber in Zorn geriethe, daß er sich mir durch Worte nicht verständlich machen konnte."

An der Thür nahm Onkel Erich Abschied, erinnerte noch einmal an die Schrift und ging. Er wählte einen Weg, der nicht an dem Hause der Gräfin vorüberführte. Gegen ein Uhr betrat er das Hotel, in dem er speiste. Wie täglich, so befanden sich unter den Gästen auch heute Fremde, die man einmal sah und für immer verschwanden. Noch war das Zeichen zur Tafel nicht gegeben, die Angekommenen standen in Gruppen und unterhielten sich oder saßen lesend an den Seitentischen des Speisesaals. Der Commissionsrath trat zu einem schon bejahrten Herrn, der eifrig in einer Zeitung las. Indem er ihm die Hand auf die Achsel legte, sagte er:

„Guten Tag, Doctor!"

„Du, Erich . . . sei gegrüßt, Freund!"

Der Doctor war Rechtsanwalt, Junggeselle und ein Jugendfreund des Commissionsraths. Beide standen in gleichem Alter. Der Jurist, ein kleiner corpulenter Mann,

trug eine feine Goldbrille, durch deren Gläser sich sein überaus kluges und zugleich freundliches Auge erkennen ließ. Das Haar, das spärlich den runden Schädel bedeckte, war schon weiß. Trotzdem hatte sich der Doctor äußerst sauber, man könnte sagen mit Eitelkeit gekleidet. Seine Wäsche glänzte wie Schnee. Der schwarze Frack war nach dem neuesten Schnitte gefertigt. An seinen kleinen fleischigen Fingern schimmerten werthvolle Ringe.

„Ich habe meine Frauen glücklich untergebracht," sagte Erich leise.

„In dem Hause der Gärtnerin?"

„Ja. Louise hat auch schon die Mutter gesehen."

Er schilderte die Morgenpromenade der Gräfin.

„Es ist zum Lachen!" rief der Doctor. „Der Baron ist übrigens ein schlauer Heiliger, der seinen Text zu wählen versteht. Durch die Gesetze können wir ihm nicht beikommen . . . was hast Du über Louisens Antecedentien erfahren?"

„Morgen werde ich ihre Aufzeichnungen erhalten, die ich Dir, sobald ich sie gelesen, zustellen werde."

„Gebe Gott, daß ich Puncte finde, die mich zum Einschreiten berechtigen."

„Das gebe Gott!"

„Den Baron habe ich mir schon aufs Rohr genommen. Der Patron ist schwer zugänglich, da er sich von allen geselligen Kreisen fern hält. Man weiß so gut wie Nichts über seine Existenz, die er in ein geheimnißvolles Dunkel hüllt. Dem Aeußern nach muß seine Wohnung sehr bescheiden sein, denn sie befindet sich in einer abgelegenen stillen Straße. Es gelingt uns wohl noch, daß wir einen Blick hineinwerfen können."

Der Eintritt zweier Fremden erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Es waren ein Herr und eine Dame. Der Herr imponirte durch seine hohe stattliche Gestalt, mehr aber noch durch seinen fast kahlen Kopf, der nur im Nacken einige dunkle Haare zeigte. Er trug ein Bärtchen über der Oberlippe und einen starken Henriquatre. Toilette und Haltung verriethen den vornehmen, reichen Mann. Sein großes Auge prüfte ruhig die Versammlung, ehe er nachlässig grüßte. Dann nahm er seiner Dame die lange seidene Mantille ab, die er dem Kellner überreichte. Die Dame war lang und hager, aber vollkommen schön gewachsen. Sie trug ein Kleid von dunkelgrüner Seide, das in reichen Falten über den Boden rauschte. Als sie dem Aufwärter den feinen Strohhut gegeben, zeigte sich ein prachtvoller schwarzer Lockenkopf. Der gelbliche Teint, das glühende schwarze Auge und die gebogene Nase verriethen die Südländerin. Sie mochte mindestens dreißig Jahre zählen.

„Ein interessantes Paar!" meinte der Doctor.

„Die Frau gleicht einer italienischen Sängerin."

„Der Mann hat einen Don=Quixote=Kopf."

Draußen gab eine Glocke das Zeichen zur Tafel. Die Gäste suchten ihre Plätze auf. Der Advocat und der Commissionsrath saßen nebeneinander. Der Zufall fügte es, daß die Fremden ihnen gegenüber sich niederließen. Die Table d'Hôte war zu groß, als daß das Gespräch ein allgemeines werden konnte. Nur die nächsten Nachbarn knüpften eine Unterhaltung an, die sie während des Speisens halblaut fortsetzten. Nur auf dem linken Flügel des langen Tisches, den eine Anzahl Garde=Officiere besetzt hatte, ward laut gesprochen, gelacht und viel getrunken.

Die Fremden unterhielten sich leise und, soviel der Doctor unterscheiden konnte, in französischer Sprache. Sie kümmerten sich wenig um die Gesellschaft, obgleich sie, und vorzüglich die Dame, allgemeines Interesse erregten. Die Meinungen über ihren Stand waren verschieden. Als der Oberkellner eine Schüssel präsentirte, fragte leise der Doctor:

„Wer sind die Beiden mir gegenüber?“

„Ich weiß es noch nicht,“ war die Antwort. „Die Herrschaften sind vor einer Stunde angekommen, haben ihr Zimmer betreten und Toilette zur Tafel gemacht. Diesen Abend werde ich dem Herrn Doctor mehr sagen können.“

Der fremde Herr behandelte seine Dame nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Respect. Er ließ Champagner kommen, füllte die Gläser und stieß mit ihr an. Alle seine Bewegungen waren ruhig, gemessen. Die Begleiterin flüsterte ihm oft lange Sätze zu, die er mit Befriedigung anzuhören schien. Sie lächelte; er blieb ernst. Manche der Speisen ließ er vorübergehen, nachdem er sie betrachtet hatte, er mußte ein Gourmand sein. Die übrigen Gäste waren für das auffallende Paar nicht vorhanden; der Herr hörte auf die Dame, die oft und viel zu ihm sprach.

„Wofür hältst Du den Mann?“ fragte der Commissionsrath.

„Ich habe noch kein Urtheil,“ antwortete der Advocat, der verstohlen beobachtet hatte.

„Die Frau ist eine eigenthümliche Schönheit.“

„Aber nicht nach meinem Geschmacke. Ihr vornehmes

Wesen hat eine Beimischung von Abenteuerlichem, das mir mißfällt."

„Vielleicht sind die Beiden Künstler, Virtuosen oder Schauspieler."

Ein Neger in hellbrauner Livrée trat in den Speisesaal. Nachdem er die Reihen der Gäste gemustert trat er zu seinem Herrn, dem seltsamen Fremden.

„Ah, Baptist!" rief dieser.

Weiter konnten die Lauscher kein Wort verstehen, da die Unterhaltung in fremder Sprache geführt ward. Der Neger erstattete einen langen Bericht; er benahm sich sehr höflich, sehr ehrfurchtsvoll. Die Dame entließ ihn, nachdem sie einige Fragen an ihn gerichtet hatte.

Die Tafel war zu Ende. Die Gäste erhoben sich.

„Ich muß wissen, wer die Leute sind," bemerkte der Advocat, indem er seine Cigarre anzündete.

Dann rief er den Oberkellner.

„Was befehlen Sie, Herr Advocat?" fragte der junge Mann mit dem bekannten Kellnerscheitel, der an der Stirn begann und im Nacken aufhörte.

„Sie erzeigen mir wohl eine Gefälligkeit, mein Bester?"

„Gern, Herr Advocat."

„Legen Sie sogleich den beiden Ausländern das Fremdenbuch vor."

„Gut."

„Und dann bringen Sie es mir."

„Wird geschehen."

„Es braucht Niemand zu wissen, daß ich mich für die Leute interessire."

„Die Dame ist wirklich schön," sagte lächelnd der

schlaue Hoteldirigent. Ich habe nie ein brillanteres Haar gesehen."

„Senden Sie uns den Kaffee."

Die Freunde saßen an dem offenen Fenster, rauchten und nahmen den Kaffee ein, der vor ihnen auf einem Tischchen dampfte. Die Gäste zerstreuten sich; nur einige Officiere blieben zurück, die an den Fenstern standen und die Vorübergehenden betrachteten. Gleich darauf fuhr der Hotelwagen vor. Die Fremden stiegen ein. Der Neger öffnete ihnen ehrerbietig den Schlag. Dann schwang er sich behend neben den Kutscher, der die Pferde antrieb und davon fuhr.

„Wetter," rief ein Officier, „die schöne Frau hat Augen wie Feuerbrände."

„Hat ihr Blick, der an dem Fenster vorüberstreifte, gezündet?" fragte ein Kamerad lachend.

„Nein, aber er hat mir heiß gemacht!"

„Ich halte sie für eine Spanierin."

„Und ich behaupte, sie ist eine Italienerin."

„Warum, Freund?"

„Das Jüdische in den gelblichen Zügen spricht dafür."

„Nichts weiter?"

„Und das Verschlagene in ihrem ganzen Wesen."

„Der Mann scheint ein Tropf zu sein, der sich von der Frau beherrschen läßt."

„Wir erfahren es schon, wenn das Paar einige Tage hier bleibt."

„Vielleicht ist es nicht einmal ein Ehepaar."

Der Oberkellner trat zu den Freunden.

„Herr Advocat!" flüsterte er.

„Nun?"

„Die Fremden haben sich noch nicht eingeschrieben.“

„Warum nicht?“

„Ich legte ihnen das Buch vor; da antwortete die Dame: später, später, jetzt müssen wir fort, der Wagen wartet.“

„Die Leute sind doch nicht abgereist?“

„Nein, sie machen einen Besuch in der Stadt.“

„Wissen Sie bei wem?“

„Die Dame fragte mich nach der Wohnung des Barons von Lyser.“

„Ah, meine Ahnung!“ murmelte der Rechtsanwalt.

Der Commissionsrath staunte den Freund an.

„Ich sah in das Adreßbuch der Stadt und bezeichnete dem Kutscher das Haus. Wenn die Herrschaften zurückkommen, weiß ich nicht . . . sobald sie ihre Namen eingezeichnet, werde ich berichten.“

Man entließ den Dienstfertigen.

„Freund,“ murmelte der Rechtsanwalt, „mein Instinct trügt mich doch selten. Als ich die abenteuerlichen Gesichter der Fremden sah, stieg der Gedanke in mir auf: die treiben Spitzbüberei auf noble Weise und sind vielleicht Handwerksgenossen des saubern Barons von Lyser. Ich konnte mir keine Gründe dafür angeben ... aber die Vermuthung war da, und jetzt bestätigt sie sich. Gieb Acht, die Leute gehören zu dem Räderwerke der Maschinerie, die der fromme Edelmann betreibt. Es ist etwas im Werke, das dem Abschlusse nahe zu sein scheint. Deine Schwester ist zu reich, als daß man ihretwegen nicht eine große Reise unternehmen sollte.“

Der Commissionsrath schüttelte das Haupt.

„Man sollte die Polizei aufmerksam machen,“ meinte er.

„Das wäre der unrichtigste Weg von der Welt. Die Polizei kann ohne Veranlassung nicht einschreiten und eine Veranlassung liegt bis heute nicht vor. Glaube nur, die Fremden haben gute Pässe. Wer will ihnen wehren, den Baron zu besuchen? Es wäre unklug, wollten wir unsern Verdacht merken lassen . . . aber beobachten wollen wir. Die nächsten zwei Stunden bleibe ich auf dem Posten, dann magst Du mich ablösen. Von fünf bis sieben Uhr muß ich in meinem Bureau sein. Gehe also, wenn Du Geschäfte zu besorgen hast."

Erich nahm Hut und Stock und ging.

Er fragte zunächst bei dem Schneider an. Der kleine Meister empfing ihn in dem Zimmer, das die Damen verlassen hatten. Er berichtete:

„Diesen Morgen ward die Glocke gezogen. Als ich öffnete stand ein junger Mann an der Schwelle, der bescheiden, fast ängstlich nach Madame Born fragte. Er hatte ein hübsches, bleiches Gesicht und trug einfache Kleidung, die nach dem neuesten Schnitte gefertigt war. Ich sagte ihm, daß ich nicht wisse, wohin die Damen sich gewendet hätten. Da erschrak er und sah mich einige Augenblicke bestürzt an. Er wollte wissen, ob sie noch in der Stadt wären. Nähere Auskunft durfte ich ihm nicht geben; aber ich rieth ihm wohlmeinend, er möge zu Ihnen gehen, von Ihnen würde er erfahren können, was er wissen wollte, da Sie der Onkel der Madame Born wären. Ihre Adresse hat er in sein Notizbuch geschrieben und ich glaube wohl, daß er sie benutzen wird. Nachdem er mir durch Händedrücken gedankt, entfernte er sich. Um nicht neugierig zu erscheinen, fragte ich weiter nicht. Als ich an dem Fenster stand, lief der junge Mann einer Droschke

nach, die durch die Straße fuhr. Er erreichte sie und stieg ein. Weiter ist nichts vorgefallen."

So berichtete Meister Just.

„Seltsam!" murmelte Erich.

„Was soll ich thun, wenn der Fremde noch einmal kommen sollte?"

„Vielleicht ist er in meiner Wohnung gewesen."

„Das glaube ich."

„Sucht er mich zu umgehen und er kommt wieder zu Ihnen, so bestellen Sie ihn zu einer gewissen Stunde unter dem Vorwande, daß Madame Born möglicherweise Sie besuchen könne. Mir aber senden Sie einen Boten, der mir Nachricht bringt. So kann ich selbst den Fremden sprechen."

„Verlassen Sie sich auf mich!" versicherte der kleine Meister, der den Commissionsrath bis zur Treppe begleitete.

Erich erreichte seine Wohnung.

„Ist Besuch dagewesen?" fragte er die Haushälterin, eine Jungfrau, die das kanonische Alter bereits überschritten hatte, denn sie zählte zweiundvierzig Jahre.

„Nein, Herr Commissionsrath."

„Friederike!"

„Was wünschen Sie, Herr?"

„Ich muß ruhen."

„So ruhen Sie."

„Sollte ich einschlafen, so weckst Du mich gegen fünf Uhr, ich habe um diese Zeit einen wichtigen Geschäftsweg abzumachen."

Friederike, eine stattliche Frauensperson, reichte ihrem Herrn den leichten Schlafrock, brachte ihm frisches Wasser,

wie es die Hausordnung vorschrieb, und entfernte sich. Erich streckte sich behaglich auf der Ottomane aus und schloß die Augen. Der Schlaf mied ihn jedoch, er war zu erregt.

Erich Bechstein war mit allem Comfort eingerichtet, den sich ein wohlhabender Mann verschaffen kann. Seine Wohnung war nicht groß, aber bequem und elegant. Hätte man seinen Stand nach dem Arbeitszimmer beurtheilen wollen, so würde man ihn für einen Privatgelehrten gehalten haben. Ein großer Bücherschrank enthielt die vorzüglichsten Werke der deutschen belletristischen Literatur, fast alle vaterländischen Classiker und die besten Conversationslexica. Auf dem Schreibtische lagen die neuesten Journale, und vorzüglich Handelszeitungen. Was arbeitete Erich? wird der Leser fragen. So gut wie Nichts. Er machte Börsengeschäfte, wenn es ihm beliebte, notirte den Cours der Actien und Staatspapiere und schrieb von Zeit zu Zeit einen Handelsbericht für eine auswärtige Zeitung. Er besaß einige rentirende Eisenbahn-Actien, die Zinsen und Dividenden derselben sicherten ihm ein bequemes, sorgenfreies Auskommen. Für eine Familie wären die Revenüen freilich nicht ausreichend gewesen, wenn sie auf dem Fuße hätte existiren sollen, den der Junggeselle gewählt hatte. Die Meinung der Leute, er sei ein reicher Mann, hatte er dadurch zu erhalten gewußt, daß er nie Schulden machte und alle seine Bedürfnisse baar bezahlte. Er verfuhr in Allem, was er unternahm, nach dem Grundsatze: man muß sich nach der Decke strecken. Der Commissionsrath war nicht nur ein kluger und ordentlicher, sondern auch ein braver Mann. Arme Jugendfreunde wußten von seiner Aufopferungsfähigkeit zu erzäh-

len. Den Titel „Commissionsrath“ hatte er dadurch erlangt, daß er eine Preisschrift über Versicherungswesen geschrieben. Ueber sein Verhältniß zu der Gräfin von Neuhof war nur so viel bekannt, daß er sich als ein freisinniger Mann von der Frömmlerin zurückgezogen habe und seine Schwester nur dann sehe, wenn die Nothwendigkeit es bedinge. Die Ansicht, er verwalte das Vermögen der steinreichen Gräfin, hatte sich in manchen Kreisen verbreitet und erhalten; sie war indeß, wie wir bereits gezeigt, eine irrige. Wie sich das Verhältniß zwischen den Geschwistern nach und nach gebildet, wird der Verlauf unseres Romans darthun.

Erich hatte vielleicht eine halbe Stunde geruht, als die Haushälterin eintrat.

„Herr!“ flüsterte sie.

Das Wort „Commissionsrath“ brauchte sie nur selten, wenn sie vertraulich mit Erich sprach; es war ihr zu lang. In Anwesenheit fremder Personen ließ sie es nie fehlen.

„Was giebt es?“

„Herr!“

„Ist es schon fünf Uhr?“

„Nein. Ein alter Bedienter will Sie sprechen.

Erich richtete sich empor.

„Ein alter Bediente?“

„Ja, Herr.“

„Von wem kommt er?“

„Ich glaube, er trägt die Livrée Ihrer Schwester.“

„Ah, Ernst! Laß ihn sogleich eintreten.“

Friederike verließ das Zimmer. Eine halbe Minute später trat Ernst, der Diener der Gräfin, ein. Er war

erhitzt vom raschen Gehen. Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn.

„Ist meiner Schwester ein Unfall zugestoßen?“ fragte Erich.

„Nein, Herr Commissionsrath.“

„Du siehst schrecklich aus.“

„Weil mir kaum so viel Zeit bleibt, um Ihnen eine sehr wichtige Nachricht zu bringen.“

„Setze Dich zu mir, Alter, und erzähle. O, ich sehe, daß Du es aufrichtig mit meiner Schwester und mir meinst.“

„Das weiß Gott, lieber Herr! Aber ich muß mich hüten, den Verdacht des Barons zu erwecken, sonst entfernt man mich und ich kann Ihnen nicht mehr nützen.“

„Also rasch zur Sache.“

„Diese Nacht soll eine Andacht in dem Mausoleum abgehalten werden.“

„Es ist nicht möglich!“

„Die Frau Gräfin selbst dringt darauf.“

„Und der Baron?“

„O, dem ist es lieb, wenn er auch anders spricht. Er hat sich dagegen gesträubt, wie immer, endlich aber doch eingewilligt. Bei dieser Gelegenheit geht etwas vor.“

„Was, was?“

„Ich weiß es noch nicht, Herr Commissionsrath; aber der Baron trifft Vorbereitungen.“

„Was thut er?“

„Er wird einen fremden Grafen einführen, und zwar heimlich.“

„Wie heißt der fremde Graf?“

„Ich glaube Bertini.“

„Ah, ein Italiener."

„Die Frau Gräfin meint, der todte Gemal würde ihr erscheinen."

„Es ist entsetzlich!"

„In der Nacht zwischen elf und zwölf Uhr will man das Mausoleum besuchen."

„Die beste Zeit für Schwindler."

„Nehmen Sie diesen Schlüssel, Herr Commissionsrath, er öffnet die Gitterthür neben dem Hause. Es wäre gut, wenn Sie als Zeuge der Andacht beiwohnten."

„Das soll geschehen."

„Und nun werde ich mich beeilen, das Haus zu erreichen. Morgen oder übermorgen erzähle ich Ihnen mehr."

„Danke, Ernst! Halte fest zu uns, Du sollst es nicht bereuen."

Der Bediente verließ hastig das Zimmer und das Haus.

„Jetzt wird die Sache ernst!" dachte Erich. „Der Baron wirft die letzte Karte aus, um das Spiel zu beenden. Wie unwürdig sind die Mittel, deren er sich bedient . . . er speculirt auf die Leichtgläubigkeit einer alten Frau! Die Speculation, Schurke, soll Dir nicht gelingen, und müßte ich Kopf und Kragen daran setzen."

Der Commissionsrath machte Toilette, rief die Haushälterin, der er einige Aufträge ertheilte, dann ging er. Ein Fiaker brachte ihn rasch nach dem Hotel. Der Advocat saß noch auf seinem Platze und las Zeitungen. Mit hoher Befriedigung nahm er die Mittheilungen des Freundes auf. „Dieser Hocuspocus, meinte er, kommt uns gelegen; wenn der Herr Graf nicht äußerst schlau zu Werke geht, so lasse ich ihn durch die Polizei verhaften. Ich begleite Dich; mit dem

Schlage elf Uhr triffst Du mich an der Gitterthür, die ich kenne. Für jetzt trennen wir uns, denn ich habe noch Geschäfte zu besorgen."

Erich blieb in dem Hotel. Er wartete vergebens auf die Rückkehr der beiden Fremden. Später machte er einen Spaziergang und besuchte seine Schützlinge, die das Abendessen in der Laube einnahmen. Als Adeline sich entfernt hatte, fragte er die Mutter:

„Hast Du, Louise, unter Deinen Bekannten einen jungen Mann?"

„Nein!" antwortete sie verwundert. „Wir haben in der Stadt überhaupt keinen Bekannten."

„Und Adeline?"

„Sie birgt kein Geheimniß vor mir; hätte sie einen Verehrer, sie würde es mir gesagt haben. Wie kommen Sie zu der Frage, Onkel?"

Erich erzählte, was Meister Just ihm mitgetheilt hatte. Frau Born konnte weder eine Erklärung geben, noch eine Vermuthung aussprechen; sie meinte, der Fremde handle im Auftrage des Barons von Lyser, da andere Personen kein Interesse hätten, nach ihr zu forschen. Der Commissionsrath hielt es für geboten von dem, was in dem Hause der alten Gräfin vorgehen sollte, zu schweigen, um die Erregung der armen Frau nicht zu vermehren, die körperlich und geistig erschöpft war. Er gab als Grund seines späten Abendbesuchs das Verlangen an, endlich die Schrift zu erhalten, deren er zur Fortsetzung seines Wirkens bedurfte.

„Ich habe diese Schrift vollendet, sagte Louise; sie steht Ihnen zu Diensten."

Die Nachtkühle stellte sich ein. Zehn Uhr war vorüber.

als Onkel und Nichte Arm in Arm das Haus betraten. Adeline saß am Clavier; man hörte die Töne des schönen Instruments durch das ganze Haus. Peter, der Bienenvater, saß auf der untersten Stufe der Treppe und lauschte mit innigem Wohlbehagen.

„Gefällt Ihnen die Musik, alter Freund?“ fragte Erich.

Peter nickte lächelnd mit dem Kopfe und gab durch Zeichen zu erkennen, daß auch er eine solche Musik machen möchte.

„Haben Sie früher schon Musik dieser Art gehört?“

Der Bienenvater bejahete es; er schien mit großer Freude sich jener Zeit zu erinnern. Auf die Frage „wo?“ antwortete er durch unverständliche Zeichen. Frau Miete kam aus der Küche und erzählte unaufgefordert: „Mein Mann ist halb närrisch über die Musik; sobald er hört, daß das Fräulein spielt, schleicht er aus der Stube auf die Treppe, setzt sich nieder und horcht. Wenn ich ihm zu laut in der Küche wirthschafte schließt er die Thür und steigt einige Stufen höher hinan. Ich gönne dem Alten die Freude, er hat ja so nicht viel vom Leben. Aber das Fräulein steht hoch bei ihm angeschrieben; wenn er sie sieht, verklärt sich sein ganzes Angesicht und die besten Blumen holt er für sie von den Beeten.“

Peter grüßte ehrerbietig und ging in das Wohnstübchen, wo er seinen gewöhnlichen Platz neben dem Ofen einnahm.

„Bravo!“ rief Erich, als er das Zimmer des ersten Stocks betrat. „Du bist eine Meisterin, Adeline!“

„Ich habe Nichts versäumt,“ fügte die Mutter hinzu, „ihr eine Bildung zu geben, die sie in den Stand setzt,

für sich selbst zu sorgen. Meine Tochter kann in jeder großen Familie als Erzieherin auftreten."

„Es ist ehrenvoll für eine junge Dame," fügte der Onkel hinzu, „wenn sie sich selbst ernähren kann; Adeline aber, die Enkelin einer anderen reichen Frau, wird ihre Kenntnisse nicht zum Broderwerbe benützen. Wahrlich, sie soll nicht arbeiten, während ein Erbschleicher ihr Vermögen vergeudet."

Adeline mußte auf Verlangen der Mutter singen und spielen. Das war dem Commissionsrathe schon recht, denn er wollte noch ein Stündchen in dem Gärtnerhause verbringen, ohne daß die Frauen seine Absicht merkten. Endlich sah er nach der Uhr. Er verließ seinen Platz. Louise führte ihn in das angrenzende Zimmer; sie erschloß die Kommode und holte ein Heft hervor, das sie dem Alten mit den Worten übergab:

„Dieses Papier enthält meine Bekenntnisse, meine Verirrungen, meine Leiden und Freuden, mein ganzes zurückgelegtes Leben. Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit des Niedergeschriebenen; die Schilderung ist vollständig, ich habe weder wichtige Dinge verschwiegen, noch Zusätze mir erlaubt, die irgend eine meiner Verirrungen entschuldigen können. Lesen Sie, lieber Onkel, und Sie werden die Schicksale einer unglücklichen Frau kennen lernen, die wahrlich Ansprüche auf Ihr Mitleid hat."

Erich tröstete Louisen, die in heftiges Weinen ausbrach. Dann verbarg er das Packet in der Brusttasche seines Rockes, nahm Abschied und ging. Peter, der wider Gewohnheit das Bett noch nicht aufgesucht hatte, öffnete dem alten Herrn die Thür. Er schüttelte ihm herzlich die Hand als dieser „gute Nacht" wünschte. Dann verriegelte er

sorgfältig die Hausthür. Der Commerzienrath schlich nachdenkend durch die stille duftende Gasse, die von Hecken gebildet ward. Die Nacht war ungewöhnlich finster, da tief schwarze Wolken den Himmel bedeckten. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Blitz auf, der das Anrücken eines Gewitters verkündete. Kein Lufthauch regte sich, schwül und drückend lag die Atmosphäre auf der Erde.

„Daß solche Dinge in unsrer Zeit noch vorgehen können!“ dachte der Commissionsrath. „Ich begreife meine Schwester nicht, die doch sonst mit klarem Verstande handelte und eine abgesagte Feindin der Frömmelei war: Fast möchte ich glauben, das Alter habe ihren Geist geschwächt; aber sie spricht zu klug, zu entschieden, zu überlegt. Man schüchtert sie wohl ein, man kennt einen Vorgang aus ihrem Leben oder dem des verstorbenen Grafen, der nicht an das Licht gezogen werden darf. Ich pflichte meinem Freunde bei: wir müssen mit Vorsicht verfahren.“

Er trat aus der Gasse. Die Promenade der Stadt war wie ausgestorben. Von den Thürmen herab verkündeten die Glocken die elfte Stunde. Ein Schlag nach dem andern verhallte, dann trat die vorige Stille wieder ein. Erich sah an dem gräflichen Hause empor. Nichts regte sich, kein Licht schimmerte durch die mit Jalousien geschlossenen Fenster. Und hier wohnte die alte Dame, die über ein großes Vermögen zu gebieten hatte. Wie glücklich konnte sie ihre Tochter, ihre Enkelin und sich selbst machen, wenn sie im Kreise ihrer Familie die letzten Tage verlebte. So aber fristete sie ein trauriges Dasein und sparte für Fremde, die auf ihren Tod warteten. Die Alte zeigte doch eine gewaltige Energie, indem sie selbst ihre Capitale verwaltete und consequent die Absicht durchführte, ein dem

verstorbenen Gemale geleistetes Versprechen zu halten. Ein altersschwacher Geist konnte so nicht handeln, es mußten der Gräfin andere Factoren maßgebend sein, es mußten Verhältnisse obwalten, die ihr Herz der einzigen Tochter verschlossen.

„Gut," murmelte Erich, „ich werde meinen Plan noch nicht ganz feststellen; hier in der Tasche trage ich die Aufzeichnungen Louisens und dort in dem Mausoleum wird es sich zeigen, wie die Erbschleicher meine alte Schwester angreifen. Ich kann also die feindlichen Parteien beobachten."

Er kam an die bezeichnete Gitterthür.

„Erich!" rief ihm eine Stimme entgegen.

„Du, Eilers."

„Ich bin es!"

Der Advocat trug einen dunkeln Oberrock und einen runden Hut mit breiter Krämpe.

„Höre mich an, Freund!" sagte er leise. Wir Beide stehen nicht mehr in dem Alter der Kraft und Kühnheit, können uns nicht völlig mehr auf Stärke und Gewandtheit verlassen . . . was geschieht, wenn man uns eine Schlinge gelegt?"

„Das fürchte ich nicht," antwortete Erich. „Der Bediente Ernst ist ein ehrlicher Mensch und so nahe der Stadt wird man einen Angriff auf unser Leben nicht wagen."

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; ich habe dort im Schatten der Allee meinen Diener postirt, einen handfesten Kerl, der uns zu Hülfe kommen wird, wenn wir halb eins nicht aus dieser Thür treten. Gieb ihm den

Schlüssel. Außerdem habe ich zwei Pistolen mit mir genommen . . . die eine ist für Dich . . . hier!"

Erich empfing die Waffe, die er sorgfältig verbarg. Der Doctor pfiff leise auf dem Knopfe seines Stockes. Aus dem Dunkel der Allee trat ein Mann, der wie ein Schatten über die grauweiße Fahrstraße huschte.

„Fritz, Du kennst Deine Obliegenheiten?"

„Ja, Herr Doctor."

„Schließe die Thür hinter uns und behalte den Schlüssel. Auf das bekannte Zeichen öffnest Du. Sorge dafür, daß Dich Niemand gewahre. Du aber beobachtest genau und erstattest mir später Bericht."

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Doctor!"

Erich, der die Thür verschlossen, trat zuerst in den Park; ihm folgte der Doctor. Fritz schloß die Thür, zog den Schlüssel ab und zog sich in das Dunkel der Bäume zurück.

„Du kennst den Park, Erich?"

„Ziemlich genau, ich habe ihn ja früher oft betreten. Da Veränderungen nicht vorgegangen, werde ich mich schon finden."

„Sei mein Führer."

Die beiden Männer gingen vorsichtig weiter. In der nächsten Umgebung des Hauses zeigten sich die Spuren einiger Pflege; die Wege waren gut erhalten und Gesträuche und Bäume ordnungsmäßig beschnitten. Man konnte dies unterscheiden bei dem Leuchten der häufiger werdenden Blitze.

„Die Natur begünstigt die Gaukler," sagte der Advocat. „Blitz und Donner sollen der Scenerie nicht fehlen, die

man in dem Mausoleum entrollen wird. Das Abenteuer verspricht interessant zu werden."

„Meine arme Schwester!" murmelte der Commissionsrath. „Statt sich der Ruhe zu überlassen, geht sie um Mitternacht in den Park zu einer Komödie."

„Nur Geduld, heute fassen wir die Komödianten, daß sie nie wieder eine Bühne dieser Art betreten sollen. Ich bin neugierig, wie sie agiren werden. Hätte ich nicht auf Deine Schwester Rücksicht zu nehmen, ich würde Polizei requirirt haben."

„Es ist besser so!"

Schon nach fünf Minuten begann der wilde Theil des Parks. Bäume und Gesträuche bildeten finstere Laubgänge, die nur auf Augenblicke durch Blitze erhellt wurden. Erich wußte nicht mehr, wohin er sich wenden sollte. Die beiden Männer standen an einem Kreuzwege. Es war so dunkel, daß Einer den Andern nicht mehr erkennen konnte. Rings herrschte tiefe Stille.

„Verwünscht!" murmelte Erich.

„Deine topographischen Kenntnisse reichen nicht aus, Freund!"

„In diesem Theile des Parks muß das Mausoleum liegen."

„Wie aber kommen wir unbemerkt dahin?"

„Still, ich höre Schritte!"

Es ließ sich wirklich ein Knistern in dem Sande vernehmen, als ob eine Person sich bemühte, leise zu gehen. Das Geräusch kam näher. Die beiden Männer drängten sich an den Stamm eines Baumes, den sie mit den Händen zuvor berührt hatten.

„Herr Commissionsrath!" rief leise eine Stimme.

„Bist Du es, Ernst?"

„Ja, ich bin es. Gut, daß ich Sie nicht verfehlt habe."

„Hast Du Neues zu berichten?"

„Nein; ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sehr vorsichtig verfahren müssen."

„Warum?"

„Weil der fremde Graf sich bereits in dem Mausoleum befindet. Nach den Vorbereitungen, die er während des Abends getroffen, müssen dort Wunderdinge geschehen."

„Hat der Gaukler Posten ausgestellt?" fragte der Doctor.

Ernst erschrak.

„Noch eine zweite Person?" stammelte er.

„Mein Freund, der Doctor Eilers, begleitet mich," erklärte der Commissionsrath. „Fürchte Nichts, Ernst, wir bereiten Dir keine Verlegenheit. Mehr als Dir liegt uns daran, unbemerkte Zuschauer zu bleiben. Weise uns ein sicheres Plätzchen an."

„Dies ist meine Absicht. Ich bin mit einem Auftrage an den Grafen abgeschickt ... als ich aus dem Hause trat, sah ich Sie zwischen den Gesträuchen bei dem Leuchten eines Blitzes ... ich eilte Ihnen nach ... ein anderer als Sie konnte ja den Park nicht betreten ... Nun folgen Sie mir, das Mausoleum ist nicht mehr weit."

Ernst ging voran. Das Gehölz ward immer dichter. Unkraut und Wurzeln bedeckten den schmalen Weg, der sich in Windungen zwischen den Baumstämmen hinzog. Das Leuchten der Blitze brachte einen magischen Effect hervor. Oft schien es, als ob das Gehölz in einem falben Lichtmeere stände. Stämme, Zweige und Gesträuche ließen sich unterscheiden. Plötzlich hüllte schwarze Nacht

alle Gegenstände wieder ein. Die Männer überschritten eine schmale Brücke, die die Ufer eines wasserleeren Grabens verband, dann betraten sie einen freien Platz, der rings von Gehölz eingeschlossen ward. In der Mitte dieses Platzes erhob sich das Mausoleum, das in der Dunkelheit einem grauen Steinklumpen glich. Pinien und Thränenweiden hingen über das Dach herab. In kurzer Entfernung von dem Gebäude erhoben sich große Statuen, die auf kolossalen Postamenten standen. Den Hintergrund der wiklich reizenden Gartenlandschaft bildete ein prachtvoller Eichenhain.

Ernst führte vorsichtig seine Begleiter dem Gebäude näher. Nun unterschied man starke Säulen, die das Portal trugen. Ueber sechs breite Stufen kamen die Männer auf eine Art Perron, der sich um das ganze Gebäude zog.

„Ich habe Ihnen ein gutes Plätzchen ausgesucht!“ flüsterte der Bediente.

„Wo?“ fragte Erich.

„In der Gruft selbst.“

„Sind wir vor Entdeckung sicher?“

„Gewiß, wenn Sie selbst sich nicht verrathen.“

„So führe uns.“

Ernst öffnete die hohe mit Eisen beschlagene Flügelthür, die angelehnt war. Eine kalte Luft zog den Eintretenden entgegen. In demselben Augenblicke zuckte ein Blitz herab, der secundenlang ein gelbliches Licht verbreitete. Man unterschied die einzelnen Gegenstände in der geräumigen Steinhalle. Rasch trat das vorige Dunkel wieder ein. Ernst bat die Männer, sie möchten ruhig am Eingange stehen bleiben.

„Ist außer uns Niemand hier?“ fragte Erich.

„Für jetzt sind wir allein."

„Wo befinden sich die frommen Leute?

„Sie speisen mit dem Herrn Baron zur Nacht."

„Und die Gräfin?"

„Bereitet sich durch Gebete auf das vor, was sie hier schauen wird."

„Während die Schauspieler speisen . . . arme verblendete Schwester!"

Der Bediente hatte eine Fackel angezündet, die in der Mauer angebracht war. Ein weißliches Licht erfüllte den Raum. Erich bemerkte, daß bei diesem Lichte das Gesicht seines Freundes leichenblaß erschien.

„Ah," rief der Advocat, „der Pyrotechniker versteht seine Kunst. Der Lichteffect ist überraschend."

„Und Du, Ernst?" fragte Erich.

„Ich unterstütze die Gaukler, um Ihnen, Herr Commissionsrath, zu dienen. Man hat mich zwar nicht in alle Künste eingeweiht, die hier zur Ausführung gebracht werden, aber ich weiß doch genug . . . der Graf Bertini gilt für einen frommen Mann, für einen St. Germain, der ewig jung bleibt, obgleich er schon seit Jahrhunderten auf der Erde wandelt. Sie werden ja sehen, was der Außerordentliche zu leisten vermag. Hier in dieser Nische ist Ihr Platz."

Ernst öffnete ein Gitter, das sich kreischend in den verrosteten Angeln drehte.

„Sie können sich," fuhr er fort, „nach Belieben zurückziehen oder hervortreten. Der Epheu, der von der Decke herabhängt, schützt Sie vor dem Erkanntwerden." Auch finden Sie eine kleine Gartenhecke, die ich aus Vorsorge aufgestellt habe."

„Wozu dient diese Nische?“

„Ich weiß es nicht. An jener Seite dort befindet sich eine zweite. Und nun erlauben Sie mir, daß ich mich entferne . . . ich habe die Fackel, wie mir aufgetragen, angezündet.“

„Ernst!“

„Herr Commissionsrath!“

„Louise wird Dir den Dienst danken, den Du mir leistest. Ich habe allen Grund, Dich für treu und ehrlich zu halten . . . Du vereitelst eine Nichtswürdigkeit und förderst ein gutes Werk.“

„Ich würde, wenn Sie nicht darum wüßten, dem Barone wahrlich nicht zur Hand gehen. Ueberzeugen Sie sich nun, wie man mit meiner schwachen Herrin spielt . . . es ist eine Schmach! Aber noch einmal, lieber Herr, empfehle ich Ihnen Vorsicht . . . die Frau Gräfin ist nur dann zu bekehren, wenn ihr die Betrügereien des Barons klar dargethan werden. Mit Gewalt richten Sie nichts aus.“

Ernst ging. Er lehnte die schwere Flügelthür an und eilte durch den Park.

Die beiden Männer betraten die Nische, schlossen das Eisengitter und ließen sich auf der Holzbank nieder, die Ernst vorsorglich herbeigeschafft hatte. Die Ranken des Epheu, die durch die runden Luftlöcher in der Mauer hereingeleitet, bedeckten zur Hälfte die Nische und zwar so, daß den Lauschern Raum blieb, das Innere des Mausoleums zu beobachten. Das Gebäude, ziemlich groß, gewährte einen wunderbaren Anblick. Die gewölbte Sandsteinkuppel, von fünf Steinsäulen getragen, bildete den höchsten Punct der Decke. Von dem Portale bis zum Hintergrunde zogen sich Gänge. Die Säulen standen in

Form eines Kreises, und in diesem Kreise erhoben sich zwei große aus Stein gehauene Sarkophage. Der eine barg die irdischen Reste des verstorbenen Grafen von Neuhof, der andere war bestimmt, die der alten Gräfin einst aufzunehmen. Schmuck gewahrte man nicht, überall zeigte sich der kahle, glatte Stein.

Bei dem Leuchten der Blitze entdeckte man eine Oeffnung in der Kuppel, die durch starkes Glas geschlossen war. Ein Feuerschein senkte sich von oben herab, so oft ein Blitz die Finsterniß zertheilte. Das bleiche Licht der Fackel schuf nur eine matte Dämmerung in der kühlen Halle.

„Wo sind wir?“ fragte Erich. „In einem Grabgewölbe!“ beantwortete er sofort die Frage. „Um Mitternacht, bei dem Leuchten der Blitze, halten wir uns in der Nähe eines Todten verborgen . . .“

Das Echo der Halle gab murmelnd die letzten Worte zurück.

„Unsere Situation,“ meinte der Doctor, „würde lächerlich erscheinen, wenn wir nicht einen ernsten Zweck verfolgten. Fassen wir uns in Geduld, die Komödie wird nicht lange dauern.“

„Ueber die modernen Thorheiten der Menschen!“ seufzte der Commissionsrath. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die Frömmelei so um sich greift und Boden gewinnt selbst in den gebildeten Kreisen der Gesellschaft. Meine Schwester war früher eine intelligente, lebensfrohe Person . . . es bleibt mir unbegreiflich, wie sie sich hat dem Mysticismus ergeben können.“

„Ich nehme zwei Gründe an,“ murmelte der Doctor.

„Deine Schwester ist entweder wirklich geistesschwach geworden, oder sie leidet unter der Last eines Verbrechens."

„Um des Himmelswillen!"

„Im letztern Falle will sie den ewigen Richter versöhnen, den sie fürchtet. Diese Erscheinung hat die Criminaljustiz oft beobachtet. Wir werden ja sehen."

Die Unterhaltung stockte. Jeder der beiden Männer hing seinen Gedanken nach. In dem Mausoleum herrschte eine feierliche Stille, die von Zeit zu Zeit durch das dumpfe Rollen des Donners unterbrochen ward. So mochte eine Viertelstunde verflossen sein. Da ließ sich das Knarren der schweren Flügelthür vernehmen.

„Hast Du gehört, Erich?"

„Ja!"

„Die Vorstellung beginnt."

„Aufgepaßt!"

Zwei schwarze Gestalten erschienen neben den Sarkophagen. Beide waren in lange Mäntel gehüllt, die den Boden streiften. Nachdem sie einige Augenblicke die Grabstätte betrachtet hatten, wechselten sie unverständliche Worte und gingen dem Hintergrunde zu. Sie verschwanden in der tiefen Dämmerung. Das Gewitter war indeß näher gerückt. Blitz und Donner traten häufiger ein, als zuvor. Man hörte das Rauschen der Thränenweiden, die das Dach umstanden. Bald ließ sich wiederum das Knarren der Thür vernehmen. Am Arme des hagern Barons trat die Gräfin ein, die sich, auf den Stock gestützt, mühsam fortbewegte.

„Wo ist der Sessel, Ernst?" rief der fromme Mann.

Der Bediente eilte herbei.

„Hier, gnädiger Herr."

Fünf bis sechs Schritte von der Nische entfernt ließ sich die alte Dame nieder. Die beiden Lauscher bemerkten es wohl, daß Ernst absichtlich diesen Platz für seine Herrin gewählt hatte; sie konnten jedes Wort verstehen, das gesprochen ward.

Einige Minuten nach dem Eintritte der Gräfin in die Halle herrschte tiefe Stille. Dann sagte sie: „Sie bleiben mir zur Seite, Baron!"

„Ich weiche nicht einen Schritt, meine liebe Freundin. Wie fühlen Sie sich?"

„Wohl, recht wohl in der Nähe des theuren Verblichenen. Es dauert nicht lange mehr, und ich ruhe an seiner Seite. Dort ist der Ort meiner heißen Sehnsucht... ach, ich bin doch recht verlassen in der Welt!"

„Gott ist stets bei Ihnen, liebe Freundin. Ist Der verlassen, der auf den Herrn baut?"

„O wie feierlich ist es in diesem Raume!" rief die Gräfin. „Hier möchte ich täglich beten und weinen. Man ist dem Jenseit näher und fühlt den Odem des Allmächtigen. Ach, wie klein ist doch der Mensch, der auf der Erde wandelt ... ein nichtig Ding, das ein Hauch zerschmettert."

Majestätisch rollte der Donner über dem Mausoleum hin.

„Das ist Gottes Stimme!" rief der Baron. „Sie spricht zu den Gewissen der sündigen Menschen."

„Beten wir! Beten wir!" sagte laut die alte Dame.

Beide verrichteten ein kurzes Gebet. Ernst stand hinter der Gräfin, die Hände auf die Lehne des Sessels gelegt.

„Wer ist der fromme Freund, der aus weiter Ferne gekommen, um der Vermittler zwischen Hier und Dort zu sein?"

„Er betet und ruft die Seligen an, die ihn hören. Zu Häupten des Todten kniet er, seine Macht geltend zu machen, die ihm der Herr wunderbar verliehen.“

Ein Flämmchen blitzte auf aus dem Steinsarge des Grafen.

„Was ist das?“ fragte die Alte.

„Ein Wunder, das der Herr thut.“

„Das seltsame Licht!“

„So loderte es auf den Häuptern der Apostel.“

Das Flämmchen hüpfte wie ein Irrlicht auf dem Steindeckel des Sarges. Ein gewaltiger Donnerschlag erschütterte die Erde. Man hörte, daß der Regen in Strömen auf das Dach herabrauschte. Das schwere Gewitter begann sich zu entladen. Ernst mußte die Thür schließen, die von dem Sturme bewegt ward. In der Grabhalle blieb es ruhig. Die Fackel brannte fort.

„Der Baron spielt nicht übel!“ flüsterte der Advocat seinem Nachbar zu.

„Auch der Feuerwerker arbeitet gut,“ meinte Erich. Die Flamme brachte eine schöne Wirkung hervor. Schade daß die Erschütterung sie so plötzlich auslöschte.

„Ich bin auf den Schluß neugierig.“

„Wir lernen die Waffen kennen, mit denen die Gauner fechten.“

„Und den Grad der Unzurechnungsfähigkeit der Gräfin. Es ist doch traurig, recht traurig!“

Fünf Minuten verflossen. Da gesellte sich der fremde Graf zu dem Baron. Soviel die beiden Lauscher unterscheiden konnten, trug dieser einen langen schwarzen Talar und eine hohe Mütze. Die dunkle Gestalt zeichnete sich gespenstisch auf dem hellgrauen Steinboden ab.

„Wir sind erhört!“ sagte feierlich der Graf. „Der Geist ist zurückgekehrt in die irdische Hülle, er senkte sich als Feuer auf den Sarg herab. Der Herr thut Wunder, beten wir ihn an. Und ich bin das schwache Werkzeug, dessen er sich bedient, um seinen Willen kund zu geben.“

„Werde ich den Verstorbenen sehen?“ fragte die Gräfin.

„Sie werden es, fromme Frau!“

„Und kann ich Fragen an ihn richten?“

„Der Herr sendet ihn, um Sie zu erleuchten. Berühren Sie nur Familienangelegenheiten, denn über alle anderen Dinge schweigt der Verstorbene.“

„Also ist es doch wahr, daß die Liebenden ein geistiges Band umschlingt, auch wenn der Tod die Körper geschieden hat?“

„Die Erfahrung, fromme Frau, bestätigt es. Die Sympathie der Seelen ist eine Thatsache, die keine Weisheit der Erde ableugnen kann. Gottlose Zweifler bespötteln unsre Geheimnisse; den Gläubigen aber werden sie klar dargethan, denn der Herr liebt sie. Er offenbart sich in den Donnerschlägen und in dem Feuer seiner Blitze. Das Wetter, das die Natur zittern macht, kommt nicht von ohngefähr; es steht in Verbindung mit dem, was sich in der Todtengruft offenbart. Beten wir!“

Ein leises Murmeln erfüllte die Halle. Der Graf und der Baron, die auf den Knien lagen, beteten halblaut. Die alte Frau saß gebückt in dem Sessel; ihre zitternden Hände hatten sich auf dem Griffe des Krückstocks gekreuzt. Auch der Bediente betete, vielleicht um keinen Argwohn zu erwecken. Die Scene wäre unter anderen Umständen eine feierliche gewesen ... wie sie war, mußte sie Bedauern

und Abscheu erwecken. Man trieb frevelhaftes Spiel mit der Schwäche einer greisen Frau.

Nach kurzer Zeit hörte man den Schlag der Glocken in der Stadt. Der Sturm trieb flüchtig die hellen Töne über dem Mausoleum hin.

„Mitternacht!“ rief laut der Graf. „Ein Tag scheidet sich von dem andern. Dies ist die Zeit, die dem Seligen erlaubt, sich den Blicken der Sterblichen zu zeigen. Eberhard Graf von Neuhof, die treue Gattin wartet Dein ... geselle Dich zu ihr, um Antwort zu geben auf die Fragen, die sie gläubig und demuthsvoll an Dich richten wird ... Meine Hand sei die Führerin über die Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit ... Wir erwarten Dich, seliger Geist, der Du weilst in den Gefilden des Paradieses!“

Nun folgten einige Worte in einer fremden Sprache, die wie eine Beschwörungsformel klangen. Der Graf rief sie feierlich, monoton, zitternd. Eine tiefe Stille trat ein. Nur das Rauschen des Regens war hörbar, der auf die Kuppel strömte.

Der Advocat saß mit vorgebeugtem Oberkörper, daß er den ganzen Raum des Mausoleums übersehen konnte; indem er Erich's Hand drückte, flüsterte er: „es ist doch zu arg, man mystificirt die alte Frau auf die schmählichste Weise. Nun muß sich die Kunstfertigkeit des Gauklers zeigen, der ohne Zweifel im Solde des Barons steht.“

„Still, still!“ flüsterte Erich zurück. „Wir erfahren gewiß Dinge, die für uns von Vortheil sind. Der fromme Baron weiß mehr, als wir wissen, und der Geist wird nur das reden, was man ihm soufflirt hat.“

Beide lauschten. Der Bediente hatte ihnen einen vortheilhaften Platz angewiesen. Sie konnten hören und sehen,

was vorging, ohne durch irgend eine Bewegung sich zu verrathen.

Plötzlich erlosch die Fackel. Tiefe Finsterniß war eingetreten. Nach zwei Minuten zeigte sich die Flamme auf dem Steinsarge wieder; sie lief an dem Rande des Deckels hin und beschrieb genau ein längliches Quadrat, die Form des Sarges. Der phosphorische Schein ward nicht größer, nicht kleiner; mit bewunderungswürdiger Präcision führte der Meister das Kunststückchen aus, das einem Bosco Ehre gemacht haben würde. Die Zuschauer sollten bald zu größerem Erstaunen hingerissen werden. Nachdem die schwefelgelbe Flamme eine Zeit lang ihr Spiel getrieben, verblieb sie wie gebannt auf einem Puncte. Ihr Schein ward heller, fast weiß, wie der des elektrischen Lichtes. Kleine Funken sprüheten nach allen Seiten, die leise knisternd erloschen. Länger und immer länger ward die Flamme, ähnlich einer leuchtenden Fontaine, die durch ein Druckwerk sanft gehoben wird. Sie erreichte fast die Kuppel des Gebäudes, dessen kahle Wände bleich hervortraten. Es war als ob hellgraue Schemen von unbestimmten Formen den Sarkophag umflatterten. Einer erregten Phantasie ward mancherlei Stoff zu seltsamen Gebilden gegeben. Man konnte glauben, Wolken oder lange Grabtücher zu erblicken, die sich entrollten, um in Nichts zu zerfließen. Dann wieder wirbelten Nebel auf, die sich an der Decke brachen und in Form grauer Ballen zurückfielen, ohne irgend ein Geräusch zu verursachen.

Ein heftiger Donnerschlag unterbrach dieses Spiel. War er künstlich erzeugt, oder war er die Wirkung des sich entladenden Gewitters? Die beiden Lauscher konnten es nicht unterscheiden. Das Gebäude bebte, die Wolken wa-

ren verschwunden und über dem Sarge schwebte das bleiche Haupt eines Mannes, dessen Brust und Hals ein weißes Tuch einhüllte.

„Der Graf!“ rief erschreckt der Baron.

Das Bild blieb unverändert. Wer, wie Erich, den Verstorbenen gekannt hatte, mußte eingestehen, daß der Kopf täuschend ähnlich war. Es lag ein schmerzlicher Ausdruck in den Zügen, die denen eines Sterbenden glichen. Die Augen waren geschlossen, der Mund war halb geöffnet. Das spärliche Haar lag glatt auf der hohen Stirn.

Die alte Gräfin betete laut; man hörte ihre zitternde Stimme durch das Gewölbe hallen.

„So lag er auf dem Sterbebette!“ fügte sie murmelnd hinzu. „So hörte ich von ihm die letzten Worte . . . O, das sind seine theuren Züge, die der Tod nicht entstellen konnte. Eberhard! Eberhard!“

„Elsbeth! Elsbeth!“ hauchte es wie ein ganz schwaches Echo durch den Raum.

Dann folgte ein tiefer schmerzlicher Seufzer.

„Was war das? Was war das?“ fragte hastig die Gräfin.

Bertini neigte sich zu ihr.

„Der Gemal erscheint Ihnen als Sterbender,“ flüsterte er.

„Ist das von Bedeutung?“

„Gewiß!“

„Erklären Sie doch!“

„Er wird die letzten Bestimmungen fortsetzen wollen, die der Tod unterbrochen hat.“

„Mein Gott, mein gütiger Gott! Wüßte ich doch, ob ich im Sinne meines Gemals handle!“

„Sie werden es erfahren, wenn Sie fragen. Verfah-

ren Sie völlig zwanglos, denn die Augenblicke sind kostbar. Nach zehn Minuten schon könnte es zu spät sein, und der Verstorbene, der einmal dem Grabe entstiegen, kommt nicht wieder. Es ist dies ein Räthsel, dessen Lösung keinem Sterblichen gelingt."

Der Graf und der Baron rollten den Sessel der Alten dem Sarge näher, um die nun folgende Unterhaltung zu erleichtern.

„Eberhard," begann die Gräfin, „zürnest Du unserer Tochter noch?"

Ein Blitz durchzuckte das Haus.

„Ich habe keine Tochter!" flüsterte eine matte Stimme.

„Louise hat Dich einst Vater genannt."

„Denke an den Eid, den Du mir geleistet!" antwortete dieselbe Stimme nach kurzer Pause.

„Verzeihe, verzeihe, Eberhard!"

„Nur Gott kann verzeihen!"

„Gieb mir den Eid zurück, den ich Dir geschworen."

Das Bild machte eine kaum merkliche Bewegung. Dann erklang es stärker:

„Elsbeth, Du hast nicht mir, Du hast dem ewigen Richter geschworen! Er allein kann lösen, was der Eid bindet! Ich habe keine Gewalt über Dich, ich kann Dich nur warnen."

„Eberhard!"

„Sei bedacht auf das Heil Deiner Seele!"

„Warum zürnest Du unserer Tochter?"

„Weil sie ungehorsam und gottlos gewesen."

„Bezeichne die Mesalliance nicht als ein Verbrechen; die Liebe kennt keinen Unterschied der Stände."

„Ich kann für Louise bitten, ihr verzeihen kann ich nicht.“

„Vollende Deine Erklärung, Eberhard! Ich werde jeden Deiner Wünsche erfüllen; aber gestatte mir, daß ich für unsere Louise sorge.“

„Wehe! Wehe!“ rief entrüstet die Stimme.

Die Erscheinung verfinsterte sich. Das Licht ward so matt, daß man die Züge des Grafen kaum noch zu unterscheiden vermochte.

„Eberhard!“ rief ängstlich die Alte, „verlaß mich nicht. Ich stehe am Rande des Grabes und muß über die irdischen Güter verfügen, die Du mir hinterlassen. Nur in Deinem Sinne will ich handeln . . . erleuchte mich, Eberhard!“

Das Licht ward wieder stärker. Die Züge des Grafen traten deutlicher hervor. Man sah, daß der Kopf seine Lage verändert hatte.

„Vernimm, Elsbeth!“ tönte es traurig. „Ich bin nicht eines natürlichen Todes gestorben, wie die Welt wähnt. Man hat mir Gift gegeben . . . Born ist mein Mörder . . .“

„Gerechter Gott!“ jammerte die Gräfin.

„Und Louise kennt das Verbrechen ihres Mannes.“

„Nein, nein!“

„Die Unglückliche ist des Vatermordes mitschuldig! Ich widersetzte mich der Mesalliance . . . dafür hat man mich ermordet! Der Ewige mag richten . . . ich darf nicht verzeihen. Bedarfst Du eines Rathes, so wende Dich an den Mann, der mit Dir betet; er steht hoch in der Gunst des Himmels. Aus seinem Munde gehen meine Worte.“

Die Gräfin lag wie zusammengebrochen auf ihrem Sessel. Plötzlich erhob sie sich:

„Eberhard, eine Stimme aus dem Grabe kann nicht lügen! Soll ich die irdische Gerechtigkeit zu Hülfe rufen?"

„Nein! Nein!" war die dumpfe, lang gedehnte Antwort. „Dem Menschen steht das Recht nicht zu, über Leben und Tod zu richten; er darf dem Ewigen nicht vorgreifen, der allein die Rache übt."

„Was bestimmst Du noch, Eberhard?"

„Nur wenig, denn bald sehe ich Dich im Reiche der Geister, an meiner Seite, daß wir uns nie wieder trennen. Bestelle Dein Haus, der Tod kann über Nacht kommen... Du kennst meinen Freund ... er mag die Güter unter fromme Arme vertheilen ... dem Laster schenke Nichts! Auf Wiedersehen, Elsbeth!"

Die Nebel stiegen wieder auf; sie verhüllten den Grafen, daß er nach und nach in Rauch verschwamm. Das Flämmchen blieb zurück, flackerte noch einmal empor und verschwand. Einige Augenblicke war es dunkel; dann entzündete eine unsichtbare Hand die Fackel, die zuerst geleuchtet hatte, und die Erscheinung war vorüber. Die Blitze und der Donner des abziehenden Gewitters wurden schwächer, auch der Regen ließ nach.

„Amen!" murmelte Bertini.

Die Gräfin betete. Es dauerte lange, ehe sie sich erhob und die Umstehenden fragte:

„Ich habe doch nicht einen lebhaften Traum gehabt?"

„O nein, meine fromme Freundin!" antwortete der Baron. „Sehen Sie sich um ... Sie befinden sich an dem Grabe Ihres geschiedenen Gatten und aus dem Sarge hat er zu Ihnen gesprochen. Auch wir haben die Mahnworte gehört. O, wie beklage ich Sie, daß Sie die schreck-

liche Kunde vernehmen mußten! Die Tochter kennt den Mörder des Vaters, und doch reicht sie ihm die Hand."

„Man führe mich in das Haus zurück! Ach, ich bin recht elend!" seufzte Elsbeth. „Nun verstehe ich die schriftlichen Andeutungen, die mein Gemal mir hinterlassen; aber ich verstehe auch die Antipathie gegen Louisen. Ja, es muß ein Verbrechen vorliegen, der kräftige Mann ist eines natürlichen Todes nicht gestorben."

Ernst öffnete die Flügelthüren. Man führte die Gräfin zu dem Wagen, der unter der Säulenhalle hielt. Der Baron hüllte die fromme Freundin in ein großes Tuch und legte selbst Hand an, um das Gefährt durch den Park zu schieben, das bald das Haus erreichte. Die beiden Männer saßen noch in der Nische; sie warteten bis Bertini sich entfernte.

„Lucia!" rief er.

„Sind wir allein?" fragte eine Frauenstimme.

„Die alte Gräfin ist fort."

„Nimm den Apparat, ich lasse ihn nicht gern zurück."

Man hörte, daß ein Kasten geschlossen ward. Gleich darauf erschienen zwei Gestalten Arm in Arm. Der Graf löschte mit einem Tuche die brennende Fackel aus und führte seine Dame der offenen Thür zu.

„Jetzt ists Zeit!" sagte der Advocat, der die Nische verließ.

Der Commissionsrath folgte ihm. Beide erreichten glücklich das Portal und traten in das Freie. Die letzte schwarze Wolke verschwand, hell und klar erschien der Mond am tiefblauen Firmamente. Die erfrischten Gesträuche und Pflanzen erfüllten die kühle Luft mit Wohl-

geruch. Einzelne Blitze zuckten noch auf und in weiter Ferne rollte der Donner. Die Nacht war prachtvoll.

„Was gedenkst Du zu thun?“ fragte Erich.

„Ich werde morgen mit dem Gaukler ein ernstes Wort reden und dann Anklage gegen den Baron erheben. Du und der Bediente, Ihr mögt als Zeugen auftreten.“

„Wie Du willst; ich lege die Angelegenheit in Deine Hand.“

„Nach dem, was diese Nacht geschehen, wird es uns nicht schwer werden, die Dispositionsunfähigkeit der Gräfin nachzuweisen und ihr die Verwaltung des großen Vermögens zu Gunsten der Tochter zu entziehen.“

„Ich fürchte nur Eines,“ meinte Erich.

„Was, Freund?“

„Das Born in eine Criminaluntersuchung verwickelt werde. Und Louise liebt ihn noch, sie sehnt sich nach dem Vater ihrer Kinder.“

„Die Beschuldigung des Giftmordes ist eine Lüge. Ich behaupte, daß weder Born noch Louise daran gedacht, den Grafen aus der Welt zu schaffen. Wenn dies der Fall, wäre ihre Flucht unnütz gewesen; sie hätten ruhig warten können, bis der Graf die Augen geschlossen . . . Die Erbschleicher bedienen sich dieses drastisch wirkenden Mittels, um in Deiner Schwester Haß gegen Louisen zu erzeugen Die Mesalliance fruchtete nicht mehr . . . nun wird die arme Frau zur Mitschuldigen an dem Morde gestempelt. Die Intrigue ist leicht zu durchschauen. Können wir Deine Schwester nicht überzeugen, so muß sie unschädlich gemacht werden. Beruhige Dich, Freund, ich werde mit der äußersten Vorsicht verfahren. Vielleicht gelingt es mir noch, den Eclat zu vermeiden, den Du fürchtest.“

„Wir haben mit schlauen Gegnern zu thun."

In der Nähe des Gitters blieb Erich stehen.

„Doctor," sagte er leise, „ich habe über die Angelegenheit nachgedacht. Nehmen wir an, Born hat wirklich das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen . . . und Louise, die ihn leidenschaftlich liebt, weiß darum . . ."

„Hm," murmelte der Jurist, „das wäre ein bedeutungsvoller Zwischenfall!"

„Meine Schwester selbst hat geäußert, wie Du gehört, daß sie stets Verdacht geschöpft . . . Die alte Närrin ist fähig, ihre eigene Tochter anzuklagen."

„Ueberführende Beweise wird man nicht schaffen können."

„Aber bedenke den Scandal, den die schreckliche Geschichte erregen muß! Louisens Gemüthsverfassung ist von der Art, daß ich nicht ganz ohne Sorgen bin. Ich habe nicht klug aus der armen Frau werden können. Es muß doch wohl eine Last auf ihrem Herzen ruhen, die mehr bedeutet, als der Verlust des Vermögens."

„So muß man vorher ernst mit ihr sprechen und sie auf die Folgen aufmerksam machen, die die Einmischung der Behörden nach sich zieht. Du bist der Onkel, Dir wird sie eine offene Erklärung nicht versagen."

„Halt, Doctor, ich erinnere mich zur rechten Zeit, daß ich Louisens Aufzeichnungen besitze. Ich trage sie noch bei mir . . . hier sind sie . . . Du bist nicht nur mein Rechtsanwalt, Du bist auch mein alter Freund . . . ich übergebe sie Dir, lies und handle dann. Louise hat versichert, daß die Schrift Alles enthält, was in ihrem Leben sich ereignet. Stelle die Vergangenheit mit der Gegenwart zusammen und dann handle."

Er übergab ihm das kleine Packet.

„Zu meiner Information," sagte der Jurist.

„Ich erbitte mir die Schrift zurück, wenn Du sie gelesen hast. Es ist nöthig, daß Du Louisens Vergangenheit früher kennen lernst als ich."

Erich trat an das Gitter. Der Advocat gab das Zeichen auf dem Knopfe seines Stocks. Fritz, der unter einer dichtbelaubten Linde der Allee gestanden, kam über die Fahrstraße und erschloß die Thür. Die Männer gingen der Stadt zu. In einer der Straßen trennten sie sich, nachdem sie für den folgenden Morgen eine Zusammenkunft verabredet hatten.

V. Louisens Bekenntnisse.

Schon um fünf Uhr Morgens befand sich der Rechtsanwalt in seinem Arbeitszimmer. Er saß gemächlich in seinem Sessel, rauchte und las. Wir theilen mit, was Louisens Aufzeichnungen enthielten.

„Mit Recht kann ich behaupten, daß meine Erziehung eine ausschließlich aristokratische ist. Ich muß diese Behauptung voranschicken, damit meine Grundsätze und Handlungen nicht in einem zu grellen Lichte erscheinen. Die gute Mutter versäumte keine Gelegenheit, mir meine hohe Stellung klar zu machen und mit Verachtung auf den Bürgerstand zu blicken, den sie edlerer Gefühle und eines Aufschwungs des Geistes geradezu für unfähig erklärte. Ueber ihr Verhältniß zu dem Vater erlaube ich mir deshalb kein Urtheil, weil ich es eigentlich nie recht kennen gelernt habe. Man brachte mich in eine Pension für adelige Fräulein, als ich das zehnte Jahr erreicht hatte. Bis

dahin war ich durch den Pfarrer des Dorfs unterrichtet, zu dem das Gut des Vaters gehörte.

Die ersten Jahre in der Pension verflossen ohne bemerkenswerthe Ereignisse. Die Mutter kam von Zeit zu Zeit, um mich zu besuchen; die Tage ihrer Anwesenheit waren Festtage für mich. Die Vorsteherin der Anstalt, eine verwittwete Baronin, gab mir stets die besten Zeugnisse und die Mutter überschüttete mich dafür mit Zärtlichkeiten. Ich besaß die beste Garderobe von allen Zöglingen, sogar werthvolle Schmucksachen, die ich nicht ohne Ostentation trug. Nach der Confirmation war es mir gestattet, die Bälle zu besuchen, die im Saale der Anstalt gegeben wurden. Hier sagte man mir zuerst, daß ich schön und geistreich sei und mit Stolz bemerkte ich, wie die eingeladenen Herren mich vor den anderen Damen auszeichneten. Zu den Ferien ward ich stets in einer vierspännigen Equipage abgeholt und Kutscher und Bediente behandelten mich wie eine Fürstin.

Die Wochen, die ich auf dem zwar schönen, aber einsamen Gute zubrachte, waren mir unangenehm; ich empfand tödtliche Langweile und sehnte mich nach der Stadt zurück, die, wenn die Unterrichtsstunden vorüber, mir so viel der Zerstreuung bot. In dem Hause der Eltern kam ich mir wie eine Fremde vor; ich kann wohl sagen, daß mir selbst Vater und Mutter nur als Verwandte erschienen, die aus Familienrücksichten sich um mich kümmerten. Ich mochte siebzehn Jahre zählen, als die Mutter einst zu mir sagte:

„Louise, hüte Dich vor den Männern, die sich Dir mit Schmeicheleien nahen; sie haben nicht Deine Person, sondern nur Dein Vermögen im Auge.“

„Bin ich denn so reich?“ fragte ich verwundert.

„Du bist nicht nur sehr reich, sondern stammst auch aus einem der ältesten und angesehensten Adelsgeschlechter des Landes. Deshalb wirst Du nur einem Fürsten die Hand reichen. Du bist würdig, Fürstin zu werden."

„So wußte ich denn, wozu man mich bestimmt hatte Ich betrachtete mir die Edelleute näher, die in der Stadt kennen zu lernen sich mir Gelegenheit bot. Fast alle kamen mir höchst seltsam vor; nicht einen von ihnen fand ich schön oder sonst einer besonderen Aufmerksamkeit werth. Unterhielt ich mich mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände, wozu ich stets eine besondere Neigung fühlte, so verriethen sie einen Mangel an Kenntnissen, der mich in Erstaunen versetzte. Ich hatte stets geglaubt, ein Edelmann, der eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnimmt, müsse mehr wissen als andere Leute, auf die sie stolz herabsehen. Aber die Herren sprachen stets von Pferden, Hunden, Jagden, Bällen und Champagner, sagten mir die fadesten Schmeicheleien und küßten mir so oft die Hände, daß ich darüber lachen mußte. Auch ein Fürst stellte sich mir vor, der als Lieutenant in dem Husarenregimente diente, das in der Stadt garnisonirte. Die Vorsteherin des Pensionats schien ihn zu begünstigen, denn sie behandelte ihn als eine distinguirte Person, so oft er seine Cousine besuchte, die mit mir ein Zimmer bewohnte. Cäsar von Wolfshagen, so hieß der Fürst, der kaum vierundzwanzig Jahre zählen mochte, war ein schmächtiger, bleicher Jüngling, dessen Gesicht mich zum Lachen reizte, so oft ich es erblickte. Das kurz geschorene schwarze Haar und ungewöhnlich große Ohren vermehrten die Aehnlichkeit, die er mit dem Affen hatte. Zu meinem Entsetzen erfuhr ich von Antonien, der Cousine, daß mein Vater die Ab-

sicht habe, die Bewerbungen Cäsars um mich zu unterstützen. Ein Brief meiner Mutter bestätigte dies. Cäsar war also der Fürst, dessen Gattin zu sein man mich für würdig befand. Ich beschloß, dem Ansinnen eine feste Weigerung entgegenzusetzen. War ich auch von der Würde meines Geburtsadels durchdrungen, so hatte ich mir doch ein Ideal von dem Manne gebildet, an dessen Seite ich glücklich sein konnte. Diesem Ideale entsprach ein Officier, den ich von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft des Fürsten sah. Welch ein Contrast herrschte zwischen den beiden Männern! Bruno Born war eine schöne männliche Erscheinung; in seinem ganzen Wesen sprach sich Kraft und Energie aus. Sein großes Auge sprühete Feuer und Muth. Ich hörte von Antonien, daß er ein unbedeutendes Subject, ein bürgerlicher Officier sei, der mit dem Gelde seines Vaters, eines Kaufmanns, prunke und sich in die Kreise der Edelleute dränge. Man wisse eigentlich nicht, wie er Officier geworden sei, dieser aufgeblasene alberne Mensch. Born ward mir je interessanter, jemehr Uebeles von ihm geredet wurde. Ich sah ihn zu Pferde; er kam mir wie ein Kriegsgott vor. Auf einem Balle tanzte er mit mir. Ich fand in ihm ganz das Gegentheil von dem, was Antonie mir über ihn gesagt hatte. Wie anders war seine Unterhaltung, als die des Fürsten Cäsar, den ich bemitleiden mußte, wenn ich Born hörte und sah. Nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen, verboten mir die Umstände; aber ich dachte im Stillen oft an ihn und mußte mich über die Leute wundern, die den Bürgerstand so tief herabsetzten. Warum sollte Born nicht Kreisen angehören, in denen er nach allen Richtungen hin glänzte? Weil sein Vater nicht von Adel war! Ich fand den Grund

lächerlich, selbst verwerflich. Sei es nun, daß die erwachende Liebe mir den bürgerlichen Officier in dem besten Lichte erscheinen ließ oder empörte sich mein Rechtlichkeitsgefühl gegen die herben, durch Nichts begründeten Urtheile ... ich nahm Partei für Born und später für den ganzen Bürgerstand, dem auch meine Mutter entsprossen war. Ich gerieth mit meiner Umgebung in Conflicte, die dadurch beendet wurden, daß der Vater mich in die Heimath zurückrief. Wäre Born nicht in der Stadt zurückgeblieben, ich hätte mich über diese Veränderung nicht gekränkt, denn die Pension war mir längst zur Last geworden. Es war im Frühlinge, als ich die Stadt mit dem Dorfe vertauschte. Die Mutter empfing mich zärtlich, der Vater kalt und würdevoll. Ich merkte es wohl, daß er mit mir nicht zufrieden war, er hätte lieber einen Sohn gehabt, der den Stammbaum der Neuhof fortpflanzte. Dieser Umstand gab mir wiederum Stoff zum Nachdenken. Die Tochter war dem Grafen deshalb Nichts, weil sein Adelstolz einen Sohn wünschte. Lag die Schuld an mir, daß es so und nicht anders war? Sollte ich dafür büßen, was der Zufall oder die Vorsehung gefügt hatte? Immer trat mir der Rangunterschied entgegen, den ich bereits angefangen zu verachten. Ich konnte den Vater, ich konnte die Mutter nicht begreifen, die doch ebenfalls den Vorurtheilen gespottet und nach den Begriffen der Aristokratie eine Mesalliance geschlossen hatten. Man hielt den Bruder der Mutter, einen bürgerlichen Geschäftsmann, fern und leugnete die Verwandtschaft mit ihm. Das alte Schloß Neuhof, das durch Erbschaft an unsere Familie übergegangen, lag reizend an einem See, der sein Wasser bis an eine Hügelkette ausdehnte. Der Park, obwohl nach altem

Schnitte, gehörte zu den Merkwürdigkeiten jener Gegend. Die landschaftlichen Schönheiten, die Kunst und Natur erzeugt, fesselten mich dergestalt, daß ich darüber den traurigen Ton vergaß, der in dem Schlosse herrschte. Ich bin nie der wahren Religiosität abhold gewesen, ich habe vielmehr später, als Noth und Elend mich heimsuchten, Trost und Erhebung in dem Glauben an Gott und die Vorsehung gefunden; aber die Neigung zur Frömmelei, die ich bei der Mutter bemerkte, hatte meinen Beifall nicht. Der Vater beobachtete stets ein ernstes, strenges Benehmen; er verließ nur dann den östlichen Flügel des Schlosses, den er bewohnte, wenn er zur Familientafel kam oder einen adelichen Gast empfing. Das letzte geschah selten, da er wenig Umgang mit Andern pflegte. Von seinen Gemächern kannte ich nur das Bibliothekzimmer, das ich betreten durfte, um mir Bücher zu holen. Morgens früh traf ich ihn zuweilen im Parke; ich küßte ihm die Hand, die er mir würdevoll reichte, und die Begrüßung war vorüber. Um acht Uhr mußte ich der Mutter in die alterthümliche Kapelle folgen, wo wir beteten. Dieselbe Andachtsübung ward Abends vorgenommen. Unter diesen Verhältnissen konnte das Band nicht gedeihen, das Eltern und Kind umschlang. Ich kam mir fremd vor in dem väterlichen Hause und das steife Ceremoniell, das nie außer Acht gelassen werden durfte, ward mir lästig.

Eines Morgens ließ mich die Mutter rufen. Zu meinem Erstaunen fand ich auch den Vater bei ihr vor. Es war das erste Mal, daß ich ihn hier sah. Noch deutlich sehe ich heute die ernsten Gesichter vor mir, die mich empfingen. Ich machte mich auf eine wichtige Unterredung gefaßt.

„Mein Kind,“ sagte der Vater, „Du stehst jetzt in dem Alter, daß Du Dich vermählen kannst. Der Himmel hat mir einen Sohn versagt; der Name Neuhof erlischt mit meinem Tode. Es ist dies ein trauriger Umstand, der sich leider nicht beseitigen läßt. Ich finde einen leidlichen Trost darin, daß ein Fürst sich um Deine Hand bewirbt ... demnach wird mein Name in einer Fürstenfamilie aufgehen.“

„Vater!“ rief ich bestürzt.

„Eine Gräfin von Neuhof wird Fürstin von Wolfshagen.“

Ich erinnerte mich jenes Cäsars, den die Vorsteherin des Pensionats begünstigte. Ein Frösteln durchbebte meine Glieder.

„Du kennst den Prinzen?“ fuhr der Vater ruhig fort.

„Ja, ich habe ihn einigemal gesehen.“

„Er entspricht allen Anforderungen, die ich an meinen Schwiegersohn stelle. Sein hoher Rang, seine ungewöhnliche Bildung, seine männlichen Tugenden befähigen ihn bei Hofe in der Residenz zu erscheinen.“

Der Vater maß mich mit strengen Blicken.

„Was ist das?“ fragte er. „Warum zitterst Du, als ob ich Dir eine Unglücksbotschaft verkündete?“

„Gestatten Sie mir, Vater, daß ich mich mit dem Gedanken vertraut mache, den stillen Kreis meiner Familie zu verlassen, in dem ich mich so glücklich fühlte. Es mag immerhin ein Vorzug sein, daß der Fürst mich seiner Bewerbung für würdig hält ... aber er ist mir noch zu fremd ...“

„Willst Du nach der Gewohnheit bürgerlicher Creatu=

ren eine Bekanntschaft vorangehen lassen ... und von Sympathien und der Stimme des Herzens sprechen?"

„Vater!"

„Die Verbindung ist im Rathe unserer Familie beschlossen, da sie für beide Theile als ersprießlich erkannt, und sie wird vollzogen werden. Du kennst nun meinen Willen ... er ist unerschütterlich; richte Dich danach. Eine Weigerung von Deiner Seite nehme ich nicht an, da ich Dich für eine gehorsame Tochter halte. Der Prinz wird in den nächsten Tagen eintreffen; empfange ihn als den Dir bestimmten Bräutigam und zeige Dich als die Gräfin, die keine anderen Gebote kennt, als die der Familie und der adelichen Ehre."

Er reichte mir die Hand, die ich der Gewohnheit gemäß küßte, und verließ das Gemach. Meine Bestürzung kann ich nicht beschreiben. Man wollte mir also den Prinzen aufdringen, der mir von allen Männern, die ich kennen gelernt, am traurigsten und am lächerlichsten vorgekommen war. Die Mutter bewies mir aus der Bibel, daß es meine Pflicht sei, mich dem Vater ohne zu denken und zu grübeln gehorsam zu zeigen. Die Vortheile, meinte sie, die die beabsichtigte Verbindung brächte, seien so groß, daß jede andere Rücksicht schwinden müsse.

„Ich kenne den Fürsten noch nicht!" entgegnete ich.

„Aber wir kennen ihn, mein Kind."

„Auch er weiß nicht, ob er das Glück an meiner Seite findet, das er sucht und hofft."

„Bürgerliche Vorurtheile! Das wahre Glück und das einzige ist die Verschmelzung zweier adelichen Familien, deren Stammbaum in grauer Vorzeit wurzelt. Der Ge-

danke, eine Gräfin von Neuhof ist Fürstin geworden, hat Zutritt zu dem Hofe des Königs, ist erhaben und groß!"

„Mutter, ich kann den Fürsten nicht lieben!" rief ich verzweiflungsvoll.

„Jeder Fürst ist liebenswürdig, schon deshalb, weil er Fürst ist. Sei vernünftig, Louise, und reize den Vater nicht, der in seinen Entschlüssen und Handlungen unerschütterlich fest bleibt."

Die Mutter hatte kein Mitleid; sie entließ mich mit der Weisung, sie um die gewohnte Stunde zur Andacht abzuholen. Der Vater sprach nicht mehr über die Angelegenheit, er hielt sie für geordnet. Die Strenge, mit der man mich behandelte, machte auf mich einen übeln Eindruck. Nach meiner Meinung konnten die Eltern mich nicht lieben, sie konnten es nicht gut mit mir meinen. Ich sollte mich auf Befehl verheirathen! Der Gedanke war mir schrecklich! Man fragte nicht nach meiner Neigung, nach meinem Herzen; der Stammbaum allein entschied.

Wozu sollte ich mich entschließen? Offene Gewalt konnte ich den Eltern nicht entgegensetzen; ich nahm mir vor, die Ankunft des Prinzen abzuwarten. Vielleicht fand er keinen Gefallen an mir, vielleicht trat er selbst zurück, wenn er mich näher kennen gelernt hatte. Ich wollte ihm unleidlich erscheinen, wollte ihn abschrecken. Die nächsten Tage vergingen mir in qualvoller Unruhe. Ich stellte Pläne fest und verwarf sie wieder. Der schöne männliche Born drängte sich meiner Erinnerung gewaltsam auf. Hätte man ihn mir zum Gemale bestimmt, ich würde ohne Weiteres eingewilligt haben, würde überglücklich gewesen sein.

Gegen Mittag stand ich am Fenster meines Zimmers

Da sah ich, daß zwei Reiter in den Hof sprengten. Es waren Officiere. In dem einen erkannte ich den Prinzen, in dem andern den Lieutenant Born. Wie ich später erfuhr, war Born Adjutant des Prinzen, der zum Commandeur des Husaren-Regiments ernannt worden. Mir bebte das Herz vor Schrecken und Freude. Ja wahrlich, diese beiden Gefühle regten sich zugleich in mir. Eine Ahnung sagte mir, daß Born mein Retter werden könnte. Woher dies kam, ich weiß es nicht; aber eine Art Hoffnung dämmerte auf, die zur schönsten Wahrheit werden sollte.

Ich füge hinzu, daß in der Nähe unseres Gutes ein großes Manöver stattfand und daß der Prinz und der Adjutant den einen Schloßflügel als Quartier erhielten.

Um die gewohnte Stunde ging ich in den Speisesaal. Ich fand nur die Mutter vor, die mich erwartete. Sie zog mich in ein Fenster und sagte mit bedeutungsvollen Blicken:

„Der Prinz ist angekommen."

„Ich weiß es, Mutter."

„Er wird vierzehn Tage bei uns wohnen. Diese Zeit ist zu einer nähern Bekanntschaft zwischen Euch Beiden bestimmt. Dann findet die Verlobung statt, und zu Anfang des Winters soll glänzend die Hochzeit gefeiert werden. Du kennst nun das Programm; sorge dafür, daß es auf das Genaueste ausgeführt werden kann. Gott nehme Dich in seinen heiligen Schutz."

Mein Vater führte den Prinzen ein. Ihm folgte der Adjutant. Von der Vorstellung, die nun stattfand, weiß ich nur wenig. Der Bräutigam benahm sich so cordial, als ob ich schon lange seine Braut gewesen wäre. Er sprach von der Pension, von dem Eindrucke, den ich auf

ihn gemacht, und von dem glücklichen Leben das wir in Zukunft führen würden. Mir kam es vor, als ob der gnädige Prinz es als eine Herablassung betrachtete, wenn er mir die Hand reichte. Bald war sein Benehmen geckenhaft, bald lächerlich stolz. Beim Schlusse der Tafel war er heiter geworden; er sang ein Liedchen, strich sich den Bart und begann zu rauchen. Born verhielt sich ruhig; er schien zu beobachten. Mehr als ein Mal trafen mich seine mitleidigen Blicke. Hätte ich den Contrast zwischen ihm und dem Prinzen nicht längst gekannt, heute würde er mir völlig klar geworden sein.

Ehe ich den Saal verließ, küßte mir Durchlaucht die Hand. Ich hätte sie gern zurückgezogen, wenn ich den Eclat nicht gefürchtet. Ein Schauer durchrieselte mich bei der Berührung der schrecklichen Lippen. Born grüßte militärisch, ruhig; aber ich sah, wie sein Auge flammte, wie er gewaltsam den Unwillen zurückhielt.

„Durchlaucht ist recht heiter!" sagte die Mutter, die ich zu ihrem Zimmer geleitet.

„Ja!" antwortete ich seufzend.

„Prinz Cäsar fühlt sich unbeschreiblich glücklich, man sieht es ihm wohl an."

„Wo liegt denn sein Land?" wagte ich zu fragen.

„Sein Land?"

„Ein Fürst muß doch ein Land haben, so viel ich weiß."

„Dein Bräutigam stammt aus einer Nebenlinie des Fürsten von Wolfshagen, der Bruder seines Vaters ist regierender Fürst. Darum wählt Cäsar die Militär-Carrière. O, er wird schnell avanciren, wird bald General sein. Du machst eine Partie, mein Kind, um die Dich der ganze Adel beneidet. Soviel kann ich Dir jetzt schon

sagen: ich werde stolz sein, die Mutter einer Fürstin zu heißen. Du betrittst die höchste Rangstufe des Adels."

Wie träumend erreichte ich mein Zimmer. So nahe also stand mir der Eintritt in mein Unglück bevor. Und Alles war rücksichtslos beschlossen, ohne meine Stimme zu hören. Man verkaufte mich wie eine Waare, an dem der Käufer Gefallen findet. Ich begriff die Verblendung meiner Aeltern nicht. Die Mutter, die aus dem Bürgerstande stammte, wollte durchaus einen fürstlichen Schwiegersohn haben, das Glück der Tochter, des einzigen Kindes, lag ihr nicht am Herzen. Der Vater, der keinen Sohn hatte, wollte sein Geschlecht in dem eines Fürsten aufgehen sehen. Dies waren die Gründe, die den Hauptanlaß zu der Heirath gaben.

In dem Schlosse herrschte ein reges Leben, wie nie zuvor. An dem Thore stand ein Husar auf Posten, der präsentirte, wenn Durchlaucht erschien. Officiere kamen und gingen. Das gefiel meinem Vater, dem stolzen Grafen, trotzdem er an Einsamkeit gewöhnt war. Gegen Abend kam die Regimentsmusik und brachte eine Serenade. Das Geschmetter der Trompeten zerriß mir das Herz; mir war, als ob mein Grablied ertönte. Nach der Serenade war wiederum Tafel. Ich ertrug die Zärtlichkeiten des Prinzen mit unerschütterlicher Ruhe. Woher kam diese Ruhe? Ich schöpfte sie aus den Blicken Borns, der nicht abließ, mich mitleidig zu beobachten. Es bildete sich zwischen uns eine Art Einverständniß, ohne daß ich wußte, wie dies geschah. Glücklicherweise dauerte die Tafel nicht lange, da der Prinz Müdigkeit vorschützte.

Gegen zehn Uhr herrschte Ruhe im Schlosse. Man hörte deutlich die Schritte der Schildwache in dem Hofe.

Mich floh der Schlaf, es ward mir zu heiß im Zimmer Eine prachtvolle Nacht lag über der Erde. Um mich zu ermüden, beschloß ich einen Gang durch den Park. Ich hüllte mich in einen Mantel und schlich über eine Seitentreppe in das Freie. Die frische Luft that mir wohl; in langen Zügen athmete ich sie ein. Fast unbewußt trat ich aus der großen Allee in einen Seitenweg, der zwischen Blumenbeeten nach dem See führte. Da trat mir die Gestalt eines Mannes entgegen. Erschreckt blieb ich stehen. Bei dem klaren Sternenlichte erkannte ich Born.

„Sie, gnädiges Fräulein!" rief er überrascht.

„Ich bin es!" stammelte ich, denn ich vermochte kaum zu sprechen. „Die Unruhe treibt mich in das Freie!"

„Und ich begreife diese Unruhe."

„Sie haben in dem Saale mir schon so viel Theilnahme bewiesen, daß ich nicht anstehe, Ihnen meine Herzenspein zu entdecken, obgleich Sie ein Fremder sind."

„O, ich bin Ihnen nicht so fremd, als Sie glauben."

„Was wollen Sie sagen?"

„Daß ich in verwandtschaftlicher Beziehung zu Ihrer Mutter stehe."

„Zu meiner Mutter?"

„Die Frau Gräfin ahnt es nicht. Ist die Verwandtschaft auch weitläufig, so existirt sie doch. Sie können mich, wenn Sie es nicht verschmähen, Vetter nennen."

„Dieser Umstand erhöht das Zutrauen, das ich bereits in Sie setze."

„Darf ich das Fräulein begleiten?"

Ich willigte ein. Schweigend erreichten wir das Ufer des Sees.

„Gestehen Sie es nur," begann Born, „Sie sind unglücklich!"

Das Gefühl des Schmerzes übermannte mich, ich mußte weinen. Born suchte zu trösten. Man hörte es wohl, daß seine Worte aus dem Herzen kamen. Und so klagte ich ihm denn mein Leid, schilderte die Fühllosigkeit der Aeltern und den peinlichen Eindruck, den der lächerliche Prinz auf mich machte.

Born schwieg einige Minuten. Er mochte nicht wissen, wie er in der delicaten Angelegenheit sich mir gegenüber benehmen sollte.

„Haben Sie einen Entschluß gefaßt?" fragte er plötzlich.

„Ich kann dem Willen meiner Aeltern nicht entsprechen, auch wenn sie Gewalt anwenden," gab ich zur Antwort.

Der Lieutenant sah mich an.

„Haben Sie das den Aeltern gesagt?" rief er mit erregter Stimme.

„Ich habe schon Anfangs versucht, Widerspruch zu erheben; es war umsonst. Ich soll durchaus Fürstin werden, soll durchaus dieses Titels wegen mein Lebensglück opfern. Ach, und ich habe keine theilnehmende Seele, der ich mich vertrauen, die ich um Hülfe bitten kann."

Born ergriff liebreich meine Hand.

„Sie werden schon in meinen Blicken gelesen haben, daß ich Ihre Gedanken und Ihre Gefühle errathe. Ich will offen sein, Fräulein, will gestehen, daß mich die Sorge um Ihr Schicksal ruhelos durch den Park treibt. Ich würde es nicht gewagt haben, Ihnen meine innige Theilnahme zu erklären und meinen Schutz anzubieten, wenn Ihr Klagen mich nicht dazu berechtigte. Bin ich auch kein Edelmann, so bin ich doch Officier . . .'

„Der Unterschied des Standes gilt mir nichts!"

„So gestatten Sie, daß ich mit Ihnen berathe?"

„Helfen Sie, retten Sie!"

„Ihr Vertrauen ehrt mich nicht nur, es macht mich unaussprechlich glücklich!"

Der junge Mann küßte mir die Hand. Ich fühlte, wie er zitterte. Auch mich durchrieselte ein Schauer.

Es war, als ob durch den Kuß, welchen mir Born gegeben, eine Erklärung stattgefunden, die das tiefste Gefühl unserer Herzen enthüllte. Ich liebte Born, seit ich ihn in der Pension gesehen, und daß ich ihm nicht gleichgültig war, bedurfte eines Zeugnisses nicht mehr. Das Unglück bewirkt schnelle Annäherung, zumal wenn Sympathien schon vorhanden sind, die sich durch gegenseitige Blicke und Mienen offenbart haben. Wir hatten uns ja schon verstanden, als der Prinz mir seine Zärtlichkeiten erwiesen. Eine Viertelstunde genügte, um unsere Situation festzustellen. Das männliche, ernste Benehmen Borns, der schneidendste Gegensatz zu dem Benehmen des faden Prinzen, beruhigte und ermuthigte mich. Ich schildere meine Gemüthsverfassung in jener Zeit, die eines jungen, unerfahrenen Mädchens. Die Kritik des kalten Verstandes mag mein Thun und Lassen vielleicht verdammen; aber ich appellire an das rein menschliche Gefühl, das allein ich als Richter anerkenne.

Ich sprach meine Verwunderung über den Prinzen aus, der unsere Heirath einfach als ein Geschäft betrachtete.

„So ist es auch," entgegnete Born. „Prinz Cäsars Vermögensumstände sind vollständig zerrüttet, die Schulden erdrücken ihn. Sein Gehalt reicht nicht aus, den Aufwand zu bestreiten, den er in seiner Stellung machen muß. Mit

den Verwandten ist er völlig entzweit, sie haben die Hand von ihm zurückgezogen. Nun soll ihn die Heirath retten. Er giebt den Titel gegen das große Vermögen, das er mit Ihnen zu erlangen hofft. Und nun ist noch der Charakter des Mannes zu bedenken, an den man Sie fesseln will. Doch, ich schweige, um mich dem Verdachte nicht auszusetzen, daß ich verleumde. Aber das, was ich gesagt, darf ich mittheilen, denn es ist ein öffentliches Geheimniß."

„Was ist zu thun?" fragte ich.

„Sprechen Sie noch einmal ernstlich mit dem Vater."

„Ich weiß, daß meine Vorstellungen kein Gehör finden."

„Sie dürfen Nichts unversucht lassen, ehe Sie zur Selbsthülfe schreiten. Der Vater liebt ja sein Kind, er wird nicht fühllos bleiben, wenn Sie ihm Ihre Zukunft schildern."

Wir gingen noch eine Zeit lang an dem Gestade des Sees auf und ab, dann traten wir den Rückweg an. Am Ausgange der großen Allee blieben wir stehen.

„Gute Nacht!" sagte Born bewegt.

Er hielt meine Hand in der seinigen. Ich sah, daß Thränen in seinen Augen erglänzten, fühlte, daß der Mann bebte.

„Darf ich Ihnen ferner mein Unglück klagen? darf ich Sie um Rath bitten, wenn der letzte Versuch scheitert?"

„Sie finden mich zu Allem bereit! Ich gebe meine Stellung auf, wenn ich Ihrem Feinde offen entgegentreten muß. Die adelichen Aeltern weihen Sie dem Verderben, suchen Sie Schutz bei dem bürgerlichen Vetter ... sein Herz und sein Arm gehört ja Ihnen! Gute Nacht!"

Born eilte dem Schlosse zu.

„Gute Nacht!" rief ich ihm leise nach. In wunder-

barer Bewegung erreichte ich mein Zimmer. Mir war, als ob die Gefahr, die mir drohte, schon bedeutend geringer geworden. Born, der Mann, den ich achtete und liebte, hatte mir seine Hülfe zugesagt. In dieser Zusage lag ein Trost, der mich wirklich emporrichtete. Ich war nicht mehr verlassen, hatte eine theilnehmende Seele und wußte, wo ich mich ausweinen, mein bekümmertes Herz ausschütten konnte. Ich ging zu Bett. Die übergroße Abspannung rief den Schlaf herbei und der Schlaf brachte mir die beglückendsten Träume. Ich befand mich an der Seite Borns, der mit Hand und Mund versicherte, daß er mich liebe und nie von mir lassen wolle. Der Traum lieferte die Fortsetzung von dem zärtlichen Umgange, der Abends zuvor im Parke begonnen hatte. Trompetengeschmetter zerstörte die köstlichen Gebilde. Ich fuhr empor. Es war schon Tag. Rasch legte ich den Morgenmantel an und trat zum Fenster, das die Aussicht auf den Platz vor dem Schlosse gewährte. Das schöne Husaren-Regiment zog vorüber. An der Spitze ritt der Prinz, ihm zur Seite Born, der Adjutant. Beide sahen nach dem Schlosse, sie schienen die Fenster zu mustern. Ich verbarg mich hinter der Gardine. Als die letzten Reiter hinter den Bäumen des Buchenwäldchens verschwundeu waren, dachte ich über meine Lage nach; sie war doch nicht so leicht, als der Traum sie mir vorgespiegelt. Was konnte Born thun, wenn der Vater unbeugsam blieb? Welche Mittel waren anzuwenden, um den Prinzen zum Rücktritte zu bewegen? Durfte der Untergebene den Vorgesetzten zur Rechenschaft ziehen? Ließen sich überhaupt Gewaltmittel gegen meinen Peiniger anwenden? Ich dachte an Flucht, und diese war mit Borns Hülfe auszuführen. Ja, ich konnte die

Aeltern heimlich verlassen, um mich vor einer Verbindung mit dem Prinzen zu retten, der mir jetzt mehr als je verächtlich und hassenswerth erschien. Meine Glocke rief die Kammerfrau, mit deren Hülfe ich Toilette machte. Dann ging ich zur Mutter, um sie, wie gewöhnlich, in die Kapelle zur Morgenandacht zu begleiten. Eine halbe Stunde später befanden wir uns im Salon beim Frühstück. Auch der Vater war heute erschienen. Ich sollte bald den Grund davon erfahren.

„Louise, ich bin mit Dir unzufrieden!“ begann er.

„Was habe ich gethan, Vater?“

„Dein Benehmen, dem künftigen Gemale gegenüber, ist nicht das rechte. Muß der Prinz nicht glauben, Du habest keine Interesse für ihn, seiest nicht einmal von dem großen Plane unterrichtet, der in nächster Zeit zur Ausführung kommen soll? Du hast die Bildung genossen, die Dich befähigt, den richtigen Tact unter den obwaltenden Verhältnissen zu beobachten.

Ich benutzte die Gelegenheit, um den Rath Borns sogleich zu befolgen.

„Vater,“ wagte ich zu entgegnen, „ich kann mich nicht anders benehmen.“

„Du kannst nicht?“

„Es ist unmöglich.“

„Sage richtiger, Du willst nicht!“

Er sah mich mit zornglühenden Blicken an, mit Blicken, wie ich sie an ihm nicht kannte. Trotzdem raffte ich allen Muth zusammen und schilderte unter Thränen die unbesiegbare Abneigung, die ich gegen den Prinzen empfand. Dann warf ich mich zu des Vaters Füßen nieder und be-

schwor ihn, mein junges Leben nicht in Fesseln zu schmieden, die es bald tödten mußten.

„Unerhört! Unerhört!“ rief die Mutter. „Das sind die romantischen Ideen, die unsere heutige Jugend sich zu eigen macht. Wir haben Dich in dem Fräuleinstifte erziehen lassen, haben Nichts versäumt, um Dich auf Deinen künftigen Stand würdig vorzubereiten ... ist Alles unfruchtbar gewesen? Die Religion gebietet, daß das Kind den Eltern Gehorsam schuldet ... Du hast blindlings zu folgen, nicht zu denken und zu wählen.“

„Vater, im Namen Gottes, machen Sie mich nicht elend! Der Rang einer Fürstin kann mich für den Jammer nicht entschädigen, der mir durch die Verbindung mit einem Manne wird, dessen Trachten und Streben nur auf Ihr Vermögen gerichtet ist.“

„Wie unwürdig!“ rief der Vater.

„Es ist so!“ versicherte ich. „Des Prinzen Vermögensverhältnisse sind zerrüttet; mit meiner Hand hofft er Rettung.“

„Wer hat Dir solche Dinge in den Kopf gesetzt?“

„Man spricht davon in der Stadt ...“

„Genug! Jedes weitere Wort ist zu viel.“

„Erbarmen, Vater!“

„Muß ich Dich zu Deinem Glücke zwingen? Muß ich Dir befehlen, eine große Dame zu werden?“

„Ich kann den Prinzen nicht lieben, er ist mir im Gegentheil verhaßt.“

„Die Liebe findet sich in der Ehe. Ich habe als Graf mein Wort gegeben und dies muß ich halten; zum letzten Male ermahne ich Dich zum Gehorsam. Der Vater denkt

und handelt für Dich, Dir fehlen Ueberlegung und Erfahrung."

Ich glaubte fest bleiben zu müssen. Ruhig, aber entschieden erklärte ich, daß ich nie dem Prinzen die Hand reichen würde. Die Mutter brach in lautes Schluchzen aus. Der Vater wandte sich ab, er war lange keines Wortes mächtig. Bleich und zitternd drohte er mich zu verstoßen. Ich sank noch einmal auf die Knie und beschwor ihn bei seiner Vaterliebe mich nicht zu einer Verbindung zu zwingen, die mir das Leben zur Hölle machte. Nichts rührte ihn, mein Flehen, meine Thränen blieben ohne Wirkung. Er entzog mir die Hand, die ich küssen wollte, und verließ den Saal. Jetzt versuchte die Mutter, mich zu überreden; sie schilderte in der bekannten Weise die Verhältnisse und nannte mich eine Närrin. „Lerne den Fürsten kennen," schloß sie, „wir geben Dir acht Tage Zeit. Weigerst Du Dich denn noch, so fürchte das Aeußerste. Ein Graf von Neuhof hält sein gegebenes Wort, und wenn ein Menschenleben darüber zu Grunde geht."

Einer Ohnmacht nahe erreichte ich mein Zimmer.

Die Eltern, die den Armen oft und reichlich Wohlthaten erwiesen, schlossen mich aus von ihrem Erbarmen und behandelten mich grausam und streng. Eines gräflichen Ehrenwortes wegen ward ein Verbrechen verübt ... Die gezwungene Ehe mit dem Prinzen stellte ich dem Verbrechen gleich. Ich verbrachte qualvolle Stunden.

Mittags kam das Regiment zurück. Mit voller Musik zog es an dem Schlosse vorbei in das Dorf. Der Oberst und der Adjutant erschienen im Schloßhofe. Ich beobachtete Born, der ruhig seinen Dienst versah. Der Mann flößte mir immer mehr Vertrauen ein; ihm durfte ich mich an-

schließen. Ach, und meine Liebe zu ihm wuchs mit der Bedrängniß, die mir die Eltern bereiteten.

Abends war große Tafel. Einige Officiere des Regiments waren dazu geladen. Als ich den Speisesaal betrat, flüsterte mir der Vater zu:

„Denke an meinen Befehl!"

„Ja, Vater!" antwortete ich, um ihn zu beruhigen.

„Bist Du krank?" fragte er.

„Nein."

„Du siehst bleich aus, hast trübe Augen ... wehe Dir, wenn Du mich compromittirst!"

Der Prinz trat zu uns.

„Ich habe mich den ganzen Tag gesehnt," rief er, „der liebenswürdigen Comtesse die Hand zu küssen. Endlich ist der günstige Augenblick da ..."

Er ergriff meine Hand.

Gelassen duldete ich die Zärtlichkeiten des gräßlichen Menschen. Born stand hinter ihm, er errieth meine Pein und gab durch Blicke zu erkennen, daß ich ruhig bleiben möge. Es gelang mir, denn die Nähe des geliebten Mannes ermuthigte mich. Ich fand Gelegenheit, ihm verstohlen zuzuflüstern, daß ich bei den Eltern Nichts erreicht hätte.

„Wir sehen uns diesen Abend im Parke!" flüsterte er zurück. „Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen."

Die Tafel begann und nahm einen sehr heitern Verlauf. Die geladenen Officiere waren frühere Kameraden meines Vaters; man erinnerte sich der Dienstjahre und sprach dem Weine wacker zu. Unter den Fenstern des Speisesaales, die nach dem Garten hinausgingen, spielte die Regimentsmusik. Nichts war versäumt, um die Freu-

den der Tafel zu erhöhen. Der Prinz brachte einen Toast auf die Tochter vom Hause. Born, der Adjutant, mußte ein Zeichen geben, daß die Musik zur rechten Zeit einstimmte. Pauken und Trompeten mischten sich in das Lebehoch, das mir gebracht wurde. Statt meiner dankte der Vater in Worten, die eine baldige Erfüllung des Plans durchleuchten ließen, zu dem er seine volle Zustimmung gegeben. Er rühmte die ritterlichen Eigenschaften Sr. Durchlaucht und wünschte ihm das höchste Glück des Lebens.

Die Unterhaltung dauerte für mich viel zu lange. Als die Desertweine auf den Tisch gebracht wurden, entfernte ich mich mit der Mutter. Der Prinz reichte mir den Arm und führte mich in das Vorzimmer. Er war sehr aufgeregt, fast schon berauscht. Er roch nach Wein und stammelte den Abschiedsgruß.

„Durchlaucht ist sehr glücklich," sagte lächelnd die Mutter. „Des Vaters Worte haben ihn fast berauscht. Die Officiere achten und lieben ihn, das läßt sich deutlich erkennen. Und das finde ich begreiflich, er ist ja ihr künftiger General."

In dem Zimmer ermahnte mich die Mutter mit nachdrücklichen Worten, das große Glück nicht von mir zu stoßen, das meiner wartete. Ich konnte nicht antworten, küßte ihr die Hand und zog mich zurück. Der Lärm in dem Speisesaale dauerte fort. Endlich hörte ich, daß die Gäste sich entfernten. Ich nahm den Mantel und schlüpfte in den Park hinab. Born wartete schon; er lehnte sinnend an einer Linde der Allee. Schweigend reichte er mir den Arm. Wir gingen durch die Beete und erreichten das Ufer des See's, dessen stille Fläche freundlich im Sternenlichte glänzte. Ich mußte mich auf die Steinbank nieder-

lassen, die am Stamme einer Buche stand. Wärmer schilderte ich die Scene, die am Morgen stattgefunden.

„Man drängt die Angelegenheit zum Abschlusse," sagte Born. „Auch der Prinz hat seiner Umgebung zu erkennen gegeben, daß man bald eine Fürstin von Wolfshagen begrüßen werde. Beim Schlusse der Tafel lallte er von seiner schönen Braut ... wir haben den Berauschten in das Quartier führen müssen."

„Wie benahm sich mein Vater, als er den künftigen Schwiegersohn im thierischen Zustande sah?"

„Er lächelte und meinte, Durchlaucht sei ein wenig aufgeregt. Weiter ward über die Angelegenheit nicht gesprochen."

„Retten Sie mich!" bat ich. „Retten Sie mich! Ich gehe unter, wenn man mich zwingt, ein Eheversprechen zu geben. Der Vater hat mir Gewalt angedroht. Ich kenne seine Unbeugsamkeit; er führt seine Drohung um so sicherer aus, als er Vaterliebe nie zu mir gehegt hat. Ich bin ihm gleichgültig, weil er in mir die Veranlassung erblickt, daß der Stammbaum der Neuhof nicht fortbesteht. Retten Sie mich, oder ich suche den Tod in der Tiefe des See's!"

„Nein," sagte Born mild; „Sie werden sich dem Glücke des Lebens erhalten, das Ihnen sicher noch erblüht. Abgeschmackte Vorurtheile sollen Sie nicht zu Grunde richten. Ist der Vater ein Tyrann, so mag er sich nicht wundern, daß die Tochter entflieht."

Es kam zu Erklärungen. Wir gestanden uns gegenseitig die Liebe, die wir längst im Herzen trugen. Er lag zu meinen Füßen und küßte mir die Hände. Bei seiner Ehre, bei seiner Seligkeit schwor er, daß er mich ohne

Eigennutz liebe, daß das Vermögen, nach dem der Prinz strebe, ihm gleichgültig sei und daß er mir ein treuer Lebensgefährte sein wolle, auch wenn die hartherzigen Eltern mich verstoßen sollten. Wir schlossen einen Bund für die Ewigkeit. Gott hat die Schwüre gehört, die wir feierlich im Angesichte des Himmels wechselten. Ach, es war eine schöne, eine unvergeßliche Nacht! Vor uns lag die im Sternenlichte funkelnde Fläche des See's, über uns wölbte sich der tiefblaue Himmel und zur Seite dufteten die Blumen des Parks Wohlgerüche. Die Schloßuhr mahnte uns, daß wir nicht lange mehr beisammen bleiben konnten.

„Was ist zu thun?“ fragte ich. „Wie soll ich mich verhalten, wenn man Gewalt anwendet?“

„Höre mich an, Louise. Daß ich nicht feig bin, bedarf wohl kaum der Versicherung. Ich würde, wenn es sein müßte, den Kampfplatz betreten und den zu Boden strecken, der Dir Unbill zufügen wollte. Für das Höchste, das mir auf dieser Welt werden kann, setze ich freudig mein Leben ein. Aber leider sind die Verhältnisse danach angethan, daß ich der Gewalt nicht Gewalt entgegenstellen kann. Wir müssen vor der Hand zur List greifen. Warte noch einige Tage in Geduld und ich führe Dich heimlich zu einem Verwandten, der Pfarrer auf einem einsamen Dorfe ist. Ich werde sofort die Vorbereitungen dazu treffen.“

„Soll ich mich nicht an den Prinzen selbst wenden?“

„Hoffe Nichts von ihm, Louise.“

„Vielleicht tritt er selbst zurück, wenn er erfährt, daß ich freiwillig ihm nie die Hand reichen werde.“

Born überlegte.

„Gut,“ antwortete er nach einer Pause. „Kann es Dir zur Beruhigung dienen, so wende auch dieses letzte

Mittel noch an. Ich werde unbeirrt fortfahren, die Vorbereitungen zur Flucht zu treffen."

Wir gingen nach dem Schlosse zurück. Unter der letzten Linde der Allee trennten wir uns. Ich gestehe, daß ich nach dieser Unterredung zum ersten Male ruhig schlafen konnte. Das Gefühl des Alleinstehens war verschwunden, Muth und Vertrauen kehrten zurück, denn ich wußte ja, daß ich unter dem kräftigen Schutze eines Ehrenmannes stand, eines Mannes, der mich aufrichtig liebte. Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich machte Toilette für die Kirche, die die Mutter ohne Ausnahme besuchte. An jenem Tage begleitete uns auch der Vater. Ein Wagen brachte uns zu dem Gotteshause, das still und freundlich am Ende des langen Dorfes lag. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, als wir die mit dem Familienwappen geschmückte gräfliche Loge betraten. Die Kirche bot einen schönen Anblick. Zwischen den Landleuten zeigten sich die Uniformen der Husaren, die andächtig aus den ihnen gereichten Büchern sangen. In der Nähe des Altars sah ich Born, der an einer Säule lehnte. Ach, wie klopfte mir das Herz bei dem Anblicke des statttichsten der Officiere! Nein, seine ausdrucksvollen, grundehrlichen Züge konnten nicht lügen. Wie fest war seine Haltung, wie sicher und frei der Blick seines großen, feurigen Auges. Und er war zugleich Officier, ein Mann von Muth und Ehre! Sprach nicht auch für die Bravheit seines Charakters der Umstand, daß er aus eigenem Antriebe die Kirche besuchte? Daß ich kommen würde, hatte ich ihm nicht gesagt. Als unsere Blicke sich begegneten, grüßte er durch ein kaum merkliches Neigen des Hauptes. Ich bat inständig den Himmel, daß er mir und dem Manne Glück verleihen

möge, an dem mein ganzes Herz hing. Nach dem Gottesdienste brachte uns die Equipage in das Schloß zurück. Meine Stimmung war ruhig, ich kann wohl sagen gehoben durch die Betrachtungen, die ich in der Kirche angestellt hatte. Der Zufall fügte es, daß ich mich allein in dem Saale befand, als der Prinz eintrat. Er sah bleich und verstört aus. Seine kleinen Augen waren trübe und gegeröthet. War er mir sonst abstoßend erschienen, so fand ich ihn heute geradezu entsetzlich. Wie schneidend war der Contrast, den dieser Mann zu Born bildete! Ich überwand meinen Widerwillen und grüßte so freundlich als es mir möglich war.

„Hat meine schöne Braut gut geschlafen?“ fragte er herablassend.

Der angeschlagene Ton beleidigte mich. War ich denn ein Kind, daß der Uebermüthige so zu mir sprechen konnte? Der Glaube, daß der Prinz mich liebe, schwand völlig; der angeregte Verdacht, er strebe einzig und allein nur nach meinem Vermögen, fand seine Bestätigung.

„Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, Durchlaucht!“

„Das bedaure ich. Sie sehen auch bleich aus.“

„Ich fühle mich nicht wohl.“

„Mein Regimentsarzt soll kommen, er ist der geschickteste Arzt in der Armee.“

„Und wäre er ein Wundermann, er könnte mein Leiden nicht heilen.“

„Was ist es, schöne Braut?“

„Ein moralisches Leiden, das mir das Herz zerreißt.“

„Ah, ein moralisches Leiden!“ rief gedehnt der mir bestimmte Bräutigam.

„Ja, Durchlaucht.‘

„Bezeichnen Sie es mir doch näher, liebe Louise."

Er führte mich zu einem Sopha. Seine Hand war kalt; mir kam es vor, als ob ich einen Stein berührte.

„Sie empfinden gewiß Mitleid mit mir," begann ich nach einer Pause.

Der Prinz sah mich mit stechenden Blicken an; er mochte wohl ahnen, wo hinaus ich wollte. Ich nahm mir vor, die Gelegenheit, mich auszusprechen, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

„Es macht mir schwere Sorgen," begann ich, „daß man Ihnen zumuthet, ein Mädchen zu heirathen, das Ihrer so wenig würdig ist."

„Was sprechen Sie da?" rief erstaunt der Prinz.

„Meine feste, innerste Ueberzeugung, Durchlaucht."

„Lassen Sie den Titel weg; Ihnen gegenüber bin ich der glücklichste Bräutigam und Sie sind meine geliebte Braut."

Er wollte den Arm um meine Taille legen. Ich suchte seine Absicht dadurch zu vereiteln, daß ich ihm die Hand drückte. Der Bräutigam zitterte vor Erregung.

„Ich werde Ihnen das nicht sein können, was Sie von Ihrer Gemalin, einer Fürstin, zu fordern berechtigt sind. Die Erziehung, die man mir gegeben, reicht nicht aus ... die Rangstufe, die ich einnehmen soll, ist mir zu hoch. Mein Wirkungskreis muß ein bescheidener sein, wenn ich nützen soll. Der Spott der vornehmen Welt wird mich treffen ... ich falle der Lächerlichkeit anheim und der Gemal mit mir. Sie würden, wenn Sie von meinen Eigenschaften und Fähigkeiten nähere Kenntniß genommen, dasselbe Urtheil über mich feststellen, daß ich jetzt ausspreche. Ich werde mich nie mit dem Gedanken vertraut machen,

können, Du bist die Gemalin eines Fürsten. Die daraus entspringenden Consequenzen werden für beide Theile unerträglich sein. Mein schlichter Sinn verlangt Einsamkeit und Stille ..."

„Sprechen Sie nicht weiter!" rief erregt der Prinz. „Die Schilderung, die Sie von sich selbst entwarfen, trifft nicht zu. Doch angenommen, sie wäre richtig, so liefert sie mir das Portrait einer Gemalin, wie ich sie eben wünschte, wie sie meinem Herzen zusagt. Sie vereinigen Alles in sich, was einen gebildeten und fühlenden Mann glücklich macht. Uebrigens werden Sie sich schon heimisch fühlen als Fürstin von Wolfshagen. Jede andere Dame an Ihrer Stelle würde weniger scrupulös sein. Doch ich achte Ihre Bedenken; sie zeigen, daß Sie es gut mit mir meinen. Und dafür liebe ich Sie nun doppelt. Die hohe Aristokratie wird mich beneiden, daß ich eine so reizende und fein fühlende Frau besitze. Mit denen, die über uns lachen sollten, werde ich schon fertig werden. Ich bohre ihnen die Klinge durch den Leib! Die Hauptsache ist, daß wir uns gegenseitig verstehen. Und wir verstehen uns. Sie bringen mir einen Schatz von Schönheit und Liebenswürdigkeit, und dafür erhebe ich Sie in den Fürstenstand. Ah, die Fürstin von Wolfshagen wird eine hochgeachtete Dame sein! Sie werden sich einen kleinen Hofstaat halten und vollkommen Ihrem Range gemäß leben. Ich hingegen werde Ihnen keinerlei Beschränkungen auferlegen. Lieben Sie auch, Louise?" fragte er hastig.

Ich faßte Muth und antwortete: „Die Regungen des Herzens lassen sich nicht nach Wunsch und Willen regeln. Der Vater hat mir befohlen, Sie zu lieben!"

„Der wackere Graf! Er meint es besser mit mir als

Sie, Louise, es meinen! Sie werden auch schon lieben lernen, wenn Sie Fürstin von Wolfshagen sind. An meiner Liebe dürfen Sie nicht zweifeln; ich werde sie durch die That beweisen. Fügen Sie sich getrost dem Willen des Vaters, er sorgt für Ihr Bestes."

„Ich habe auf Ihre Großmuth gezählt, gnädiger Herr."

„Was soll das heißen?"

„Verzichten Sie auf das Heirathsproject."

Der Prinz verließ betroffen seinen Platz.

„Louise, ich kann Sie nicht aufgeben!"

Mir schien als ob er zärtlich werden wollte.

„Und ich kann auf eine Verstandesheirath nicht eingehen."

„Vorurtheil!"

„Nennen Sie es wie Sie wollen ..."

„Sie haben nicht überlegt, Louise!"

„Ich spreche nicht unbedacht."

„Ihr Vater hat sein Wort verpfändet."

„Sie werden es als Mann von Ehre ihm zurückgeben, wenn ich Sie darum bitte."

„Comtesse!" rief bebend der Prinz.

„Und ich bitte Sie inständigst darum."

„Sie sind grausam, Comtesse."

„Ich beschwöre Sie, gnädigster Herr!"

Der bleiche Mann sah mich mit fürchterlichen Blicken an. Plötzlich veränderten sich seine Gesichtszüge. Er versuchte zu lächeln.

„Wie gern zeigte ich mich Ihnen gefällig, murmelte er ... aber höhere Rücksichten bestimmen mich, den Willen Ihres Vaters als maßgebend gelten zu lassen."

In diesem Augenblicke trat der Vater ein. Er mochte errathen, was zwischen uns vorging.

„Louise!" rief er drohend.

„Helfen Sie mir, lieber Graf!"

„Was giebt es?"

„Comtesse Louise hat Furcht vor der ihr zugedachten Ehre, Fürstin von Wolfshagen zu werden."

„Meine Tochter ist zu verständig, als daß sie sich albernen Vorurtheilen hingiebt. Haben Sie Nachsicht, Durchlaucht ... Sie wissen, Kinder müssen geleitet werden. Louise ist noch ein Kind ... Sie haben mein Wort, Prinz ..."

„Das genügt!"

„Zum Dejeuner."

Der Prinz führte mich zur Frühstückstafel. Er benahm sich, als ob durchaus Nichts vorgefallen wäre. Auch ich blieb ruhig, denn ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Nachdem alle friedlichen Mittel vergebens versucht waren, glaubte ich in meinem Rechte zu sein, wenn ich durch Gewalt mich der Tyrannei entzöge. An der Mittagstafel sah ich Born wieder. Er flüsterte mir zu, daß wir Abends eine Zusammenkunft haben müßten. Ich sagte sie zu, da auch ich ihm wichtige Mittheilungen zu machen hatte. Die Stunden des Tages verflossen langsam, viel zu langsam für meine Ungeduld. Abends begleitete ich die Mutter zur Kapelle.

„Ich habe für Dich gebetet, mein Kind!" sagte sie auf dem Rückwege.

„Sie sind mir so gut, liebe Mutter."

„Und Du lohnst mir die Güte durch Ungehorsam."

„Verzeihung, Mutter ..."

„Gott möge Dich erleuchten, daß Du den Zorn des Vaters nicht wach rufst.“

„Was habe ich gethan?“

„Der Prinz hat sich bitter über Dich beklagt. Aendere Dein Betragen, Du könntest es zu spät bereuen. Dein Ungehorsam bringt Unglück über unsere Familie. Vergiß diese Worte nicht!“

So trennte ich mich von der Mutter.

Zur Zeit der Abendtafel ging ich in den Salon. Der Prinz erschien nicht, er ließ sich durch seinen Adjutanten entschuldigen. Wir speisten ohne ihn. Versicherte Born auch, daß sein Chef unwohl sei, mein Vater blieb ernst und verstimmt. Nach der Tafel besuchte er den Prinzen. Ich betrat mein Zimmer, um mich auf den Gang in den Park vorzubereiten. Ich hielt besondere Vorsichtsmaßregeln für geboten, da ich offenbar Verdacht erweckt hatte. Die Befürchtung, man könne mich heimlich überwachen, erschien mir gerechtfertigt. — Nachdem ich die Kammerfrau zu Bett geschickt, nahm ich einen alten Mantel und einen Hut derselben. Beide Gegenstände befanden sich zufällig in meiner Garderobe, ich hatte sie schon am Tage gesehen und ihre Verwendung beschlossen. Um ganz sicher zu gehen, wartete ich bis halb elf Uhr. Dann sah ich in den Schloßhof. Alles war still. Nirgends schimmerte Licht. Die Schildwache vor dem Quartier des Prinzen ging langsam auf und nieder. Nun war es Zeit. Born durfte nicht länger warten. Auch drängte es mich, zu erfahren, was er nach meiner Unterredung mit dem Prinzen zu thun beabsichtigte. Ich legte den Mantel und den Hut der Kammerfrau an. Noch stand ich vor dem Spiegel, als die Thür geöffnet ward. Der Vater, gefolgt von

seinem Haushofmeister, trat ein. Der Letztere trug einen Armleuchter mit brennenden Kerzen.

„Herr im Himmel!“ rief der Vater.

Dann riß er mir den Schleier vom Gesichte.

„Louise! Louise!“

„Ich bin es, Vater.“

„Und in dieser Verkleidung! Wohin?“

„Ich will einen Spaziergang durch den Park machen. Mir brennt der Kopf, der Schlaf flieht mich . . .“

„Du zitterst, Mädchen!“

„Weil Sie mich erschreckt haben.“

„Gestehe es, Louise, Du willst entfliehen!“

„Nein, Vater, nein!“

„Diese Verkleidung spricht dafür; ich glaube Dir nicht!“ Also Schimpf und Schmach willst Du auf Deine Familie häufen, auf Deine Aeltern, die um Dein Glück besorgt sind.“

„Ich will nicht fliehen, Vater!“ versicherte ich.

„Zu welchem Zwecke hast Du Kleider angelegt, die Dich unkenntlich machen? Gestehe, bekenne!“

„Ich fand nicht gleich eine passende Antwort. Seiner kaum noch mächtig, riß der Vater mir den Mantel ab. Dann griff er nach dem Hute. Er berührte so heftig mein Gesicht, daß ich zurücktaumelte. Ich mußte mich an der Lehne eines Sessels halten, um nicht zu Boden zu sinken.

„Haushofmeister!“

„Gnädiger Herr?“

„Nehmen Sie Jäger und Bediente und durchsuchen Sie die Umgebung des Schlosses. Auch in den Park entsenden Sie Leute. Zeigen sich verdächtige Personen, so schleppen Sie sie in das Schloß. Ich will klar sehen um jeden Preis.“

Der Haushofmeister verschwand. Als die Thür geschlossen war, ließ der Vater seinem Zorn freien Lauf. Er überhäufte mich mit Schmähungen. In kindlicher Ergebenheit ertrug ich Alles, bis er mich eine Dirne nannte. Da erwachten Stolz und Ehrgefühl in mir. Ich mußte mich vertheidigen, konnte nicht länger schweigen.

„Die Verzweiflung treibt mich zum Ungehorsam!“ rief ich. „Es thut meinem Herzen weh, daß ich Ihnen entgegentreten muß! Sie wissen, daß Sie mich in Jammer vnd Elend treiben, und doch verharren Sie mit der Fühllosigkeit eines Mannes, der in mir nicht die Tochter, sondern ein fremdes Wesen erblickt. Ich gebe mir den Tod, ehe ich die Gattin des Prinzen werde.“

„So weit ist es gekommen! Drohungen sprichst Du mir, dem Vater, aus!“

„Auf den Knien habe ich Sie beschworen, mich nicht wie eine Waare zu verhandeln; Sie haben mich kalt zurückgestoßen.“

„Du bist meine Tochter nicht mehr!“

„Auch diese Pein will ich ertragen; will mein Brod durch Arbeit verdienen; aber der Prinz darf meine Hand nicht wieder berühren. Betrachten Sie den Mann und fragen Sie sich, ob eine Frau an seiner Seite Glück zu hoffen hat?“

„Genug! Ich fordere noch einmal Gehorsam!“

„Und ich muß bei meiner Weigerung beharren!“

„Elendes Geschöpf!“ kreischte der Vater. „Mir, mir das?“

So hatte ich ihn nie gesehen. Der fromme Mann, der täglich in der Bibel las und betete, ward von der Wuth so ergriffen, daß er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Ich konnte diese gräßliche Erregung kaum da-

durch erklären, daß meine Weigerung ihm einen Lieblingsplan zerstöre; es mußten wohl andere Motive noch auf ihn einwirken.

„Willst Du Dich fügen?“ rief er. „Willst Du mir gehorsam sein?“

„Ich kann nicht, Vater! Haben Sie doch Erbarmen! Ich kann nicht!“

Mit Blitzesschnelle hatte er ein Pistol gezogen, daß er auf mich anlegte. Ich weiß nicht wie es kam, daß ich nicht zurückschreckte ...

„Mir ist der Tod willkommen!“ rief ich ihm entgegen. „Morden Sie mich aus Ehrgeiz!“

Ich sah ihn furchtlos und entschlossen an.

Des Vaters Hand sank zurück. Er konnte es doch nicht über sich gewinnen, mir den Tod zu geben.

„Du bist ein schreckliches Kind!“ murmelte er. „Fürchtest Du die Strafe des Himmels nicht?“ rief er laut.

„Der Himmel ist gnädig, er wird mich in seinen Schutz nehmen gegen die Tyrannei des Vaters.“

„Er wird Dich verdammen! Du begehst ein Verbrechen, das Dir weder die Welt noch der Himmel verzeiht. Da Milde und Ermahnungen an Deinem harten Sinn zerschellen, werde ich andere Mittel in Anwendung bringen. Heimlich entfliehen willst Du wie eine spießbürgerliche Dirne ... die Lust dazu soll Dir bald vergehen. Du bist von diesem Augenblicke an Gefangene ... Speise und Trank werden Dir so lange entzogen, bist Du mürbe geworden bist. Wähle zwischen dem Gefängnisse und der glänzenden Freiheit! Noch hat ein Vater Rechte, die er zur Geltung bringen kann. Appellire nicht an mein Mitleid, an mein

Herz; ich bin erbarmungslos, denn ich muß Dich zu Deinem Glücke zwingen."

Schwankend vor Erregung verließ er das Zimmer. Ich hörte, daß die Thür verschlossen ward. So war ich denn eine Gefangene hinter Schloß und Riegel. Die schreckliche Behandlung, die ich erleiden mußte, erfüllte mich mit Groll und Bitterkeit und bestärkte mich in dem gefaßten Entschlusse. Ich fühlte, daß alle Liebe zu den Eltern in meinem Herzen erloschen war. Mein Dichten und Trachten ging nur dahin, mich der schrankenlosen Willkür um jeden Preis zu entziehen. Für den Augenblick empfand ich weiter keinen Schmerz als den, daß ich Born nicht sprechen konnte. Von ihm hing ja meine Rettung, mein ganzes Lebensglück ab; er war der einzige Mensch, der sich um mein Schicksal kümmerte. Daß er sich bemühen würde, den Grund meines Ausbleibens zu erforschen, hielt ich für gewiß. Ich trat an das Fenster und sah in die prachtvolle Nacht hinaus. Die Sterne flimmerten so klar und friedlich herab, daß ich mich bei dem Betrachten derselben ruhiger fühlte. Nein, es lebte ein Gott, er konnte die Bosheit nicht dulden, die man an mir, der Unschuldigen, verübte! Anfangs mußte ich weinen, später aber wich die weiche Stimmung, ich dachte mit kaltem Verstande über die eingetretenen Verhältnisse nach. Soviel ich auch in den Park hinabspähete, ich gewahrte weder ein Geräusch noch eine Gestalt, die auf eine Durchsuchung schließen ließ. Born mußte auf der Bank am See sein, das wußte ich ... ach, hätte ich ihm ein Zeichen geben können! Ich ging in die Garderobe und untersuchte die Thür; sie war verschlossen. Man hatte auf Alles Bedacht genommen. Aus dem Fenster konnte ich nicht entfliehen, das Stockwerk war zu hoch.

Die nächsten Bäume standen zu weit, um deren Zweige zu erreichen. Ich mußte mich in Geduld fügen. Nachdem ich die Kerze ausgelöscht, trat ich an das Fenster. Ich hoffte, daß Born mir seine Anwesenheit bemerklich machen würde. Mein Hoffen war vergebens. Weder im Innern des Schlosses noch im Parke ließ sich ein Geräusch vernehmen. Ich sah aus dem Schlafzimmer in den Hof .. nur die monotonen Schritte der Schildwache ließen sich vernehmen, die man vor der Wohnung des Prinzen, des mir aufgedrungenen Bräutigams, aufgestellt hatte. Der Mann war mir stets widerwärtig gewesen ... jetzt haßte ich ihn als den Urheber meines Unglücks. Ich mußte in mein Boudoir zurückkehren, da ich die erleuchteten Fenster seines Zimmers nicht länger sehen konnte. Ach, welch' ein Unglück hatte dieser Mann in unsere Familie, in mein Leben geschleudert! Gewaltsam mußte ich die Verwünschung unterdrücken, die meinen Lippen sich entringen wollte. Kaum hatte ich das Boudoir betreten, als ich durch das offene Fenster einen Schuß in dem Parke hörte. Erschreckt sah ich hinaus. Ein zweiter Schuß krachte. Die Waffen mußten am Ufer des See's abgefeuert werden. Wenn Born einen Kampf zu bestehen hätte! Wenn man sich seiner als einer verdächtigen Person bemächtigen wollte! Der Befehl des strengen Vaters war mir bekannt, und seine Schergen führten ihn gewissenhaft aus, das wußte ich. Eine fürchterliche Angst peinigte mich. Hatte man Born ermordet, so war es um mich geschehen. Ich rang die Hände, weinte und betete. Bebend eilte ich zu dem Fenster und lauschte. Tiefe Nachtstille lag über dem Parke, die durch Nichts unterbrochen ward. So verfloß eine Stunde. Da hörte ich Stimmen zwischen den Bäumen, die näher kamen.

„Geht rasch!“ hörte ich rufen. „Der arme Mensch stirbt uns unter den Händen. Wird ihm rasche Hülfe, kann er wohl noch gerettet werden.“

Der Athem erstarb mir in der Brust. Ich sah im Geiste den schwer verwundeten Born, sah, wie das Blut aus seiner Brust quoll. Nur er konnte von der Kugel des verfolgenden Jägers getroffen sein, da außer ihm kein Fremder am See gewesen war. Ich wollte rufen, wollte um Auskunft fragen; die Stimme versagte mir den Dienst, ich brach halb ohnmächtig zusammen. Wie lange ich am Boden gelegen, weiß ich nicht; als mir die Besinnung zurückkehrte sah ich in den Park hinab ... Alles war vorbei, kein Licht schimmerte, tiefe Stille herrschte rings. Ich sah in den Schloßhof ... das Licht in des Prinzen Zimmer war erloschen; die schrecklichen Schritte der Wache tönten fort. Als der Morgen dämmerte lag ich auf dem Sopha. Im halb wachen Zustande hatte ich den Rest der Nacht verbracht. Ach, was sollte mir der junge Tag wohl bringen?

Die aufsteigende Sonne, die ich sonst mit kindlicher Freude begrüßt hatte, erfüllte mich heute mit tiefem Weh. Die Erde erwachte zu neuen Freuden; ich war erschöpft von Schmerz und Angst. Hätte ich Gewißheit über das Schicksal des Geliebten gehabt, ich würde meine Gefangenschaft leichter ertragen haben. Da hörte ich einen Marsch blasen. Das Regiment rückte zum Manöver aus. Ich flog in das Schlafzimmer, von dessen einem Fenster aus ich den Platz vor dem Schlosse übersehen konnte. Gierig sah ich nach dem Dorfe, das durch ein Gehölz verdeckt wird. Die Musik schmetterte immer lauter und lustiger ... endlich sah ich die Instrumente der Trompeter in der Sonne blitzen ... die bunten Uniformen erschienen ...

ein Mann nach dem andern wand sich aus dem Grün der Bäume ... das Echo gab die schmetternden Töne zurück ... mir wird leichter um's Herz bei den fröhlichen Klängen der Musik ... jetzt kam der Prinz, an seiner Seite ritten zwei Officiere ... ich strengte meine Sehkraft an ... Born war nicht unter den Officieren, ich entdeckte fremde Gesichter. Athemlos wartete ich bis das ganze Regiment vorübergezogen war ... Born blieb aus. Mit schwerem Herzen kehrte ich in das Zimmer zurück. Ich konnte nicht mehr weinen, konnte nicht mehr klagen. Der Gedanke, dem Geliebten nachzufolgen, erfaßte mich ... ich sann schon nach über die Art, wie ich mir das Leben nehmen wollte. Da erwachte noch einmal die Hoffnung; sie flüsterte mir zu: kann Born nicht, der Adjutant ist, in Dienstgeschäften abwesend sein? Kann er nicht auch einen eigenen Vorwand erfunden haben, um gerade heute zurückzubleiben? Und ist es nicht möglich, selbst wahrscheinlich, daß Deine angegriffenen Augen nicht deutlich gesehen haben? Born hat sich vielleicht an einem andern Platze befunden. So dachte ich und gab meinen Entschluß auf. Ich erinnerte mich des Trauerspiels „Romeo und Julie" ... Nein, rief ich, Born soll nicht die Leiche der Geliebten, wohl aber eine muthige, zum Handeln entschlossene Braut finden. Gebe Gott, daß er noch lebt!

In diesem Zustande der Ungewißheit, des Hoffens und Verzweifelns fühlte ich ganz, was mir Born war. Ich liebte ihn mit ganzer Seele, mit dem Feuer der Jugend, mit der Leidenschaftlichkeit, die durch kaum besiegbare Hindernisse gesteigert ward.

Um mich zu zerstreuen machte ich andere Toilette. Ich zog die Glocke, um die Kammerfrau zu rufen. Man hatte

draußen die Schnur durchschnitten ... ein Glockenton ließ sich nicht vernehmen. So wartete ich bis zur Stunde des Frühstücks. Ich nahm ein Buch und las. Die Müdigkeit übermannte mich ... ich schlief ein. Als ich erwachte, sah ich nach der Uhr; die Stunde der Morgenandacht war längst vorüber. Nun wollte ich die Thür öffnen ... sie war immer noch verschlossen. Man wollte mich also wirklich durch Gefängniß und Hunger zwingen, die Gemalin des Prinzen zu werden. Es war dies ein neues und zugleich seltsames Mittel, das mich mit Bitterkeit gegen den Kerkermeister erfüllte. Ach, hätte ich Gewißheit über Born gehabt! Die Zeit der Mittagstafel kam und ging vorüber. Niemand erschien, der mir Speise und Trank brachte. Ich kann nicht sagen, daß mich der Hunger plagte, da die Seelenpein mich an materielle Bedürfnisse nicht denken ließ. Es gewährte mir eine Art Unterhaltung, die von meinen Sachen auszuwählen und zu verpacken, deren ich bei der Flucht am dringendsten zu bedürfen glaubte. Ich besaß an Juwelen und Geschmeide einen ansehnlichen Vorrath; dieser Gegenstände versicherte ich mich besonders. Gegen Abend kam das Regiment zurück. Ich beobachtete wiederum. Born befand sich nicht unter den Officieren. Ich beschloß, so ruhig als möglich den späten Abend und die Nacht zu erwarten. Die Zeit verging langsam. Wenn Born zum zweiten Male mich am See nicht vorfand, so mußte er sicher etwas unternehmen, um über mein Schicksal sich Gewißheit zu verschaffen. Aber wie bitter täuschte ich mich. Der Flügel des Schlosses, in dem mein Zimmer lag, war und blieb ausgestorben. Spät in der Nacht ward die Thür geöffnet. Der Haushofmeister, eine brennende Kerze tragend, trat ein; ihm folgte mein Vater. Keine Spur von

Mitleiden zeigte sich in seinem ernsten, kalten Gesichte. Nachdem er den Begleiter entlassen hatte, wandte er sich zu mir.

„Du siehst, daß ich meine Androhungen ausführe; Nichts in der Welt wird mich zur Nachgiebigkeit bewegen können. Ich bedauere, daß Dein Trotz mich zwingt, zu so ernsten Maßregeln zu greifen. Was hast Du beschlossen? Willst Du eine gehorsame Tochter sein?"

„In allen Stücken, mein Vater, füge ich mich Ihnen gern; den Befehl, mich mit dem Prinzen zu verheirathen, kann ich nicht erfüllen, und wenn Sie mich dem Hungertode preisgeben."

Er zuckte leicht zusammen; nur einen Moment blitzte sein Auge. Dann verbreitete sich jene Kälte wieder über sein Gesicht, die mir längst ein Beweis von völliger Lieblosigkeit gewesen. Ich war matt und schwach, das Fasten und die furchtbare Gemüthserregung hatten mich erschöpft, daß ich nur mit schwacher Stimme antworten konnte. Nichts rührte den Vater, der wie ein Henker vor mir stand.

„Du verrechnest Dich, wenn Du auf eine Aenderung meines Entschlusses zählst. Der Prinz reist morgen ab; er verzeiht Dir Deine Unbesonnenheit ... noch einmal ermahne ich Dich, den Verstand zu Rathe zu ziehen."

„Mein Verstand sagt mir, daß ich unwürdig behandelt werde. Wollen Sie Ihre Hand von mir abziehen, so muß ich es dulden; mich wie eine Verbrecherin einzukerkern und ohne Speise und Trank zu lassen, dazu haben Sie kein Recht. Ich habe mich keiner Sünde schuldig gemacht, die mit dem Tode bestraft zu werden verdient. Sie gehen zu weit in der Ausübung der väterlichen Gewalt."

„Wer hat Dir denn diese Begriffe von väterlicher Gewalt beigebracht?“ fragte er höhnend.

„Das reifliche Nachdenken über meine mehr als bejammernswerthe Lage.“

„Du kannst sie durch ein einziges Wort ändern, kannst Dir sofort die Gunst Deiner Eltern wiedererwerben.“

„Um den mir gesetzten Preis nicht!“

„Wir sind fertig. Gott im Himmel mag Dir verzeihen und gnädig sein! Deine Eltern können nur für Dich beten. Louise, Du verscherzest Dein irdisches und ewiges Glück! Es wäre besser, Du hättest nie das Licht der Welt erblickt!“

„Vater,“ bat ich, „lassen Sie mich ziehen, daß ich unter fremden Leuten mir ein Unterkommen suche! Ich verspreche Ihnen, daß Sie mich nie sehen, nie von mir hören sollen. Betrachten Sie mich als todt ...“

„Genug!“

„Vater, im Namen Gottes flehe ich Sie an!“

„Gott befiehlt mir, Strenge walten zu lassen. Gehe in Dich, verstocktes Kind, ehe es zu spät wird. Keine Nahrung kommt über Deine Lippen, so lange Du in Sünden verharrst. Dies befiehlt der Herr!“

Diese Worte erweckten in mir den schrecklichen Glauben, daß der Vater in religiösen Wahnsinn verfallen sei. Sein Beharren, seine Blicke sprachen dafür. Ein furchtbarer Schrecken durchbebte mich. Was konnte ich gegen einen Sinnverwirrten ausrichten, der in dem, was er that, ein gutes Werk erblickte? Ich ergriff das Kästchen mit den Juwelen und wollte durch die Thür entfliehen, die ich leicht öffnete.

Der Haushofmeister stand an der Schwelle.

Schweigend hielt er mich fest und führte mich gewaltsam in das Zimmer zurück.

„Milde ist hier nicht mehr am Platze," sagte der herzlose Vater; „wir haben es mit einer verstockten Sünderin zu thun. Man schließe das Gefängniß!"

Als ich mich von meiner Bestürzung erholt hatte, war ich allein in dem finstern Zimmer. Ich warf mich auf das Bett, mit dem festen Entschlusse, aus Mangel an Nahrung zu sterben. Ein wohlthätiger Schlummer nahm mich in seine Arme. Am nächsten Morgen konnte ich mich kaum erheben. Mein Kopf brannte in Fieber, meine Kehle war ausgetrocknet. Eine peinigende Angst vor dem allzufrühen Tode befiel mich. Born konnte ja immer noch zu meiner Rettung kommen, es war ja möglich, daß er bisjetzt nicht erfahren, wie man mich behandelte. Der Vater ist wahnsinnig! dachte ich. Ach, und er mußte es wohl sein, denn anders ließ sich seine Tyrannei nicht erklären. Sollte ich das Opfer eines Wahnsinnigen werden? Nahrung, Nahrung, rief ich und riß das Fenster auf. Die Verzweiflung gab mir Kraft, diese Verrichtungen vorzunehmen. In dem Parke zeigte sich kein Mensch, dem ich mein Leid klagen konnte. Da ergriff ich mit der zitternden Hand eine Weinrebe, die sich an der Mauer des Schlosses emporschlängelte. Ich brachte grüne, halbreife Beeren zurück. Ich aß sie, ihr Saft erquickte mich. O, das war ein Labsal nach so langer Entbehrung! Erfrischt ging ich in das Schlafzimmer und sah durch das geschlosse Fenster in den Hof. Der Prinz bestieg einen Wagen u fuhr davon. An den Packpferden, die ihm folgten, sah daß der schreckliche Mann sein Quartier verließ. M Vater stand auf der hohen Freitreppe und blickte ihm

Vielleicht trat nun eine Aenderung meiner Lage ein. Aber durfte ich denn nun auf Born noch zählen, der ohne Zweifel mit dem Regimente ausgerückt war? Ich hatte ihn nicht gesehen, er konnte ja auch verwundet oder getödtet sein. Dies Hoffen, Bangen und Entbehren erzeugte in mir eine Art Delirium, das mir bald angenehme, bald furchtbare Bilder vorgaukelte. Auf dem Sopha liegend verbrachte ich den Rest des Tages. Gegen Abend holte ich mir noch einmal Beeren, es waren die letzten, die ich erreichen konnte. So fristete ich mein martervolles Leben. Die Nacht brach an. Ich hatte das Fenster geöffnet, um der frischen Luft Eingang zu gestatten. Jeden Schlag der Schloßuhr konnte ich hören. Plötzlich ward die Thür geöffnet. Der Haushofmeister trat ein. Er verneigte sich tief und fragte, ob ich dem gnädigen Herrn Grafen etwas zu sagen hätte.

„Nein!“ gab ich kurz zur Antwort.

Der Scherge wollte mich ermahnen.

„Gehen Sie!“ befahl ich.

„Ich muß meinem Herren gehorchen.

„Thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten können.“

Ich hatte früher nie ein Wort mit dem Manne gewechselt, er war mir völlig fremd. Seine knechtische Unterwürfigkeit brachte mir keine gute Meinung von ihm bei. Kalt wie er gekommen, wollte er sich entfernen. Ich rief ihn zurück.

„Was befiehlt die gnädige Comtesse?“

Der Mensch nannte mich gnädig und fragte nach meinen Befehlen, während ich Hunger und Durst litt und eingesperrt war. O, über den nichtswürdigen Servilismus. Ich zwang mich, ruhig und gefaßt zu erscheinen.

„Sie können mir einen Dienst erweisen.“

„Gern, gnädige Comtesse. Ich setze dabei voraus, daß ich mit den Befehlen meines Herrn nicht in Widerspruch gerathe.“

„Fürchten Sie das nicht.“

„Was kann ich thun?“

„Vorgestern Abend haben mich zwei Schüsse erschreckt, die im Parke abgefeuert wurden.“

„Ganz recht, es sind zwei Schüsse gefallen.“

„Man brachte einen Verwundeten in das Schloß.“

„Oder vielmehr in die Domestikenwohnung.“

„Wer war der Verwundete?“

„Ein Mann, der am Ufer des Sees auf und abging.“

Ein kalter Schauder durchrieselte meine Glieder. Ich mußte die Hände auf die Brust drücken, die vor Schmerz zu zerspringen drohte. Der Haushofmeister sah mich gleichgültig an, fragte aber doch:

„Was ist Ihnen, gnädige Comtesse?“

„Ich fühle mich unwohl. Das Fasten zeigt seine Wirkung. Jetzt ist es vorüber. Sie wollten mir von dem Verwundeten erzählen.“

„Da man es mir nicht untersagt hat, kann ich Ihren Befehl erfüllen Der Mann wollte sich der Verhaftung widersetzen, als unser Jäger sich ihm näherte. Er feuerte ein Pistol ab, das er schon bei der Hand hatte. Nun schoß der Jäger auf ihn, daß er zusammenbrach.“

„Mein Gott!“ rief ich erschreckt.

„Nothwehr!“ sagte der Haushofmeister mit Achselzucken.

„Wer war der Mann?“

„Eine Militairperson. Wir machten dem Prinzen, als dem Commandeur des Regiments, sofort Anzeige. Er

ging zu dem Verwundeten, der in dem Domestikenzimmer lag. Ich glaube, Durchlaucht hat einige Zeit mit ihm gesprochen. Dann kam der Arzt, den man aus dem Dorfe geholt. Während dieser den Verband anlegte, starb der Verwundete. Er ward auf der Stelle fortgeschafft; wohin, kann ich nicht sagen. Diesen Morgen hat man ihn auf dem Dorfkirchhofe begraben."

Ich mußte meine Sinne sammeln, ehe ich fragen konnte: „Wer war der Mann? Sie müssen doch wissen, ob er ein Officier war?"

Der Haushofmeister antwortete mit treuherziger Miene: „Er muß wohl Officier gewesen sein, da er unter seinem schwarzen Mantel eine mit Gold besetzte Uniform trug. Ueber der ganzen Geschichte liegt ein geheimnißvolles Dunkel. Wir haben so gut wie Nichts davon erfahren. Husaren von der Wache trugen auf Befehl des Prinzen den Todten fort. Damit war es für uns vorbei. Man hat weder den Jäger noch mich aufgefordert, Zeugniß in der Angelegenheit abzulegen. Das Regiment ist fort, und Niemand spricht mehr davon."

Es war mir unmöglich, weiter zu forschen. Durch eine Handbewegung deutete ich an, daß der Verkünder dieser Schreckensnachricht sich entfernen möge.

„Soll ich dem gnädigen Herrn Nichts sagen?" fragte er noch einmal, sich tief verneigend.

„Gehen Sie!" befahl ich mit großer Anstrengung.

Der Haushofmeister entfernte sich; er verschloß die Thür. Ich befand mich wieder allein. Wie lange ich im dumpfen Hinbrüten verbracht, weiß ich nicht. Es war unmöglich, alle Ereignisse aufzufassen; ich konnte nicht einmal glauben, daß sie wirklich stattgefunden. Wie große, wie

ungeheure Opfer hatte der Ehrgeiz meines Vaters schon gefordert! Born lebte nicht mehr, die Kugel des gräflichen Jägers hatte ihm die treue Brust durchbohrt. O, es gab schon bezahlte Söldner, die den Dienst der Spione versahen. Ich betete und schickte mich an zu sterben. Mein Entschluß stand fest: ich wollte Speise und Trank zurückweisen, wenn man mir Beides auch bieten würde. Nach und nach verwirrten sich meine Sinne, ein wunderbarer Zustand bemächtigte sich meiner, den ich nicht beschreiben kann. Da hörte ich Geräusch an dem Fenster. Ich richtete mich empor. Erschreckt sah ich, daß der Kopf eines Mannes über der Brüstung schwebte.

„Wer ist da?"

„Louise!" rief leise eine Stimme.

„Wer ist denn da?"

„Vermeide das Geräusch ... ich, Bruno Born, bin da!"

„Heiliger Gott!"

„Fasse Dich, Louise!"

„Man hat mir gesagt, Du seiest gestorben."

„So hat man Dir eine Lüge gesagt."

„Und Du lebst wirklich?"

„Verhandeln wir nicht länger, jede Minute ist kostbar, man könnte mich belauschen."

„Was soll ich denn thun?" fragte ich, die ich vor freudigem Schreck fast die Besinnung verlor.

„Du mußt mir folgen, mußt entfliehen."

Zweifeln durfte ich ja nicht mehr, daß Born lebte, ich hatte seine Stimme erkannt, die liebe Stimme, die ich unter Tausenden herausgefunden haben würde. Nun wollte ich zu dem Fenster eilen. Die Beine versagten mir den Dienst; ich brach in der Mitte des Zimmers zusammen.

Das Fasten und die wechselnden Gemüthserregungen hatten mich völlig erschöpft. Born stieg ein, er hob mich empor und drückte mich unter heißen Küssen an die Brust. Das Glück des Wiedersehens war maßlos ... o, die Liebe besitzt doch eine wunderbare Kraft, sie fesselt das fliehende Leben und verscheucht den Tod. Das empfand ich an mir. An der Brust Born's ward ich plötzlich stark.

„Wohin?" fragte ich.

„Nimm Deine werthvollsten Sachen."

„Sie befinden sich in jenem Kästchen."

Born verbarg das Kästchen in der Tasche. Dann half er mir die nöthigste Garderobe einpacken. Das Bündel ließ er an der Leiter in den Park gleiten. Alles war zur Flucht vorbereitet. Ich stand in Mantel und Hut an dem Fenster ... da verließ mich abermals die Kraft und das Bewußtsein. Als ich erwachte, fühlte ich, daß frische Luft mein Haupt umfächelte.

„Bruno, Bruno!"

„Hier bin ich, Louise. Gott sei Dank, daß Du lebst."

„Gieb mir einen Trunk Wasser, ich verschmachte!"

Er nahm seinen runden Hut, neigte sich und reichte mir zu trinken. Ach, das war ein Labsal, eine Erfrischung! Jetzt erst erkannte ich, daß ich mit dem Geliebten in einem Kahne saß, der leise von dem Wasser geschaukelt ward. Born ergriff das Ruder, stieß ab, und wie ein Pfeil flog der leichte Nachen über den ruhigen Spiegel des Weihers. Ich gab mein heißes Gesicht der kühlen Nachtluft preis und überließ mich sorglos der Führung des geliebten Mannes. Sprechen konnte ich nicht, ich ruhete nur. Born's starker Arm schwang das Ruder unausgesetzt wohl eine

Viertelstunde lang. Dann legte er an. Er mußte mich aus dem Kahne heben.

„Wir sind außerhalb des Schloßbereichs," sagte er.

Ich hing an seinem Arme, er mußte mich mehr tragen als führen. Einige Minuten gingen wir durch Gebüsch. Wir betraten einen gebahnten Weg und hier hielt ein Wagen, an dessen Schlage der Kutscher stand. Ich ward hineingehoben, Born setzte sich an meine Seite, und fort ging es, daß die Räder schwirrten. Es war Nacht, ich konnte den Geliebten nicht sehen; aber ich fühlte seinen Odem, seine Lippen und seine Brust. Weinend erzählte ich ihm die Behandlung, die ich hatte erdulden müssen. Er schrie laut auf.

„Durch Hunger hat man Dich zwingen wollen?"

„Ach, ich fühle mich unwohl!"

„Schändlich! Schändlich! Dein Vater verdient, daß man ihn durch die gräßlichsten Qualen strafe, die sich ersinnen lassen!"

Der Kutscher mußte die Pferde antreiben, daß wir rasch das Wirthshaus eines Dorfes erreichten. Born machte Lärm, da die Bewohner im Schlafe lagen, und bald erhielt ich Speise und Trank. Dann schlief ich eine Zeit lang im Wagen. Als ich erwachte, war es heller Tag. Jetzt erst konnte ich mich ganz dem Glücke hingeben, das mir die Nähe des geliebten Mannes bereitete. Ich schilderte ihm die Ereignisse der letzten Tage, meine Qualen, mein Hoffen und Fürchten. Er gerieth in Zorn über die Lieblosigkeit des Grafen, den er einen unnatürlichen Vater nannte. Es war ihm unmöglich, die Handlungsweise desselben zu fassen. Wir wechselten auf's Neue die heiligsten Schwüre und gelobten fest zu einander zu stehen, wie sich

unser Schicksal auch gestalten möge. Ich gestehe, daß ich nicht die geringste Sehnsucht nach dem Vaterhause empfand, wohl aber Furcht davor, daß man mich ergreifen und zurückführen könnte. Born war bewaffnet, er würde, so versicherte er, die nachgesendeten Schergen schon abfertigen, wenn sie unsere Spur entdecken sollten. Es war dies jedoch fast unmöglich, da wir keine Hauptstraße, sondern Nebenwege benutzt hatten. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir vor der Schenke eines einsamen Dörfleins hielten. Die Pferde bedurften der Rast, und wir nicht minder. Ein Zimmer konnten wir nicht erhalten, wir betraten die dichte Lindenlaube des Gartens, der sich hinter dem Hause ausbreitete. Hier konnten wir uns ungestört unterhalten. Ich bekämpfte das Unwohlsein, das sich meiner bemächtigt hatte, um Born, der schon besorgt um mich war, nicht in Angst zu setzen.

„Wohin führst Du mich?“ fragte ich ihn.

„Zu einem mir verwandten Landpfarrer,“ war die Antwort, „den ich bereits brieflich von unserer Ankunft benachrichtigt habe. Dort bist Du unter der Obhut guter Menschen und kannst Dich von den erlittenen Qualen erholen. Niemand hat eine Ahnung davon, daß ich Dein Befreier bin.“

„Wie hast Du erfahren, daß man mich eingesperrt hielt?“

„Ich werde Dir Alles genau mittheilen.“

„Als ich Dich um die verabredete Stunde am Weiher nicht traf,“ erzählte Born, „ging ich nach dem Schlosse zurück. Ich wollte sehen, ob Du in Deinem Zimmer Licht hättest. Es war dunkel. Nachdem ich eine Zeit lang gewartet, zog ich mich in den Schatten der Allee zu-

rück und durchspähete den Weg, den wir gewöhnlich wählten. Noch befand ich mich zwischen den Blumenb eten, als ich zwei Gestalten zwischen den vereinzelt stehenden Bäumen erblickte. Ich schlich unbemerkt näher und erkannte einen Husaren, der mit einer Magd aus dem Schlosse ein Stelldichein hatte. Der gute Bursch war sehr verliebt und kos'te zärtlich mit der Dirne, die seine Liebkosungen erwiederte. Dich gewahrte ich nirgends. Da sprangen Männer aus dem Gebüsche; es fielen zwei Schüsse. Der Husar sank zu Boden. Ich wußte nicht, daß dieser Angriff mir galt. Man bestürmte den Verwundeten mit Fragen und wollte durchaus wissen, zu welchem Zwecke er in der Nacht am See sich aufhalte. Ich hörte von Entführung und von der jungen Comtesse sprechen. Diese Worte erweckten meinen Verdacht, und darum hielt ich mich der Scene fern. Die Magd war entflohen. Den Husaren trug man fort. Ich eilte, um mein Zimmer zu erreichen. Wie ich vermuthet, suchte mich der Haushofmeister auf. Er berichtete den Vorgang, daß ein Soldat von unserem Regiment verwundet worden, und fügte als Entschuldigung hinzu, daß das Fräulein vom Hause einen Fluchtversuch habe wagen wollen. Ich forschte weiter und erfuhr den Zusammenhang der Sache, den der ängstliche Haushofmeister mir getreulich mittheilte. Nun erstattete ich dem Prinzen Bericht. Der Schwächling, halb betrunken, gerieth in Zorn. Ich mußte ihn zu dem Verwundeten begleiten, den er mit Fragen und Schmähungen überschüttete. Er war wirklich der Meinung, daß der Husar ein gedungener Helfershelfer gewesen. Dieser konnte nicht antworten, er starb unter den Händen des herbeigerufenen Arztes. Am nächsten Morgen erschien der Graf bei seinem

zukünftigen Schwiegersohn. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich an der Thür gehorcht, und so erfuhr ich denn, daß Du so lange Gefangene bleiben solltest, bis sich Dein starrer Sinn erweicht. Es war mir nicht möglich, einen Domestiken zu gewinnen, der Dir ein Papier zustellte. Dem Haushofmeister traute ich nicht, da ich ihn als ein gefügiges Werkzeug seines Herrn kennen gelernt hatte. Um durchaus keinen Verdacht auf mich zu lenken, nahm ich unter einem Vorwande Urlaub, verschaffte mir Civilkleider und bereitete die Flucht vor, die ich für geboten hielt. Es war schwer zu erlangen, was ich wünschte, ohne eine fremde Person in das Geheimniß zu ziehen. Keck nahm ich eine Leiter, die ich zwischen den Wirthschaftsgebäuden erblickt, und stieg zu Dir empor. Ich trug Dich, die Ohnmächtige, den gefährlichen Pfad herab, durch den Park in den Kahn und in den Wagen. O, hätte ich gewußt, daß man Dir die Nahrung entzogen, ich würde um eine Nacht früher Dich befreit haben."

So erzählte Born. Nach dem Gespräche, das ich mit dem Haushofmeister gehabt, mußte man im Schlosse doch wohl eine Ahnung davon haben, wer mein Entführer sei. Der Scherge hatte offenbar bei mir sondiren wollen. Daß ich die Flucht allein bewerkstelligt, glaubte wohl Niemand. Diese Annahme sollte sich später als richtig herausstellen.

Nach einer zweistündigen Rast setzten wir die Reise fort. Gegen Abend erreichten wir das Ziel, ein romantisch gelegenes Gebirgsdorf. Der Pfarrer, ein Greis, und seine liebenswürdige Gattin empfingen uns zwar freundlich, aber doch nicht frei von Beklommenheit. Erst nachdem Born die Verhältnisse geschildert und ich meine Leiden berichtet hatte, wurden die guten Leute zutraulicher. Der Pfarrer

war erstaunt über die Lieblosigkeit des Vaters und seiner Gattin, konnte kaum begreifen, wie man eine Tochter, das einzige Kind, so grausam behandeln könne. Mein Zustand zeugte dafür; ich ward krank, man mußte mich zeitig zu Bett bringen. Am nächsten Morgen war mir die Hülfe eines Arztes nöthig. Ich konnte acht Tage das Bett nicht verlassen. Die grausame Behandlung blieb doch nicht ohne Folgen. Born lebte in Todesangst, er wich nicht von meinem Lager. Er selbst reichte mir die Arzneien und sorgte dafür, daß die Vorschriften des Arztes genau ausgeführt wurden. Als er mich eines Morgens im Stuhle am Fenster fand, brach er in Freudenthränen aus; er sank mir zu Füßen nieder und bedeckte meine Hände mit Küssen. Das war ein Genesungsfest wie es wohl selten gefeiert wird. Nun handelte es sich um die Feststellung dessen, was geschehen sollte. Born drang auf Trauung, er wollte sich meiner für alle Zeit versichern. O, auch ich wünschte dies, denn meine Furcht vor den tyrannischen Eltern war zu groß. Einmal mit dem geliebten Manne verbunden, konnte man mich ihm nie wieder entreißen. Der Pfarrer rieth, daß Born reisen und seine dienstlichen Verhältnisse ordnen möge. Dies geschah. Nachdem wir uns feierlich verlobt, reis'te er ab. Die liebevolle Sorge der Frau Pastorin erleichterte mir die Trennung von dem Geliebten, sie hielt mich wie ihre eigene Tochter. Nie werde ich der braven Frau vergessen, was sie in jener Zeit der Noth für mich gethan.

„Born mag aus dem Heere scheiden,“ meinte sie; „er besitzt Vermögen und kann bei einer guten Oeconomie mit seiner jungen Frau schon leben.“

Das war mir recht, ich wollte ja weder Glanz noch Luxus, eine bescheidene Existenz an der Seite des Geliebten

war Alles, was ich wünschte. Ich fühlte mich selbst fähig, Leiden und Entbehrungen mit ihm zu tragen. Der Pfarrer war der Meinung, daß der Vater mich nicht enterben könne; denn die Behandlung, die ich von ihm erlitten, heiße kein Gesetz gut, meine Flucht sei gerechtfertigt.

Nach einigen Tagen kam ein Brief, in dem Born mittheilte, daß er seine Entlassung aus dem Heere beantragt habe und diese stündlich erwarte. Der Prinz habe mit dem Grafen von Neuhof gebrochen und bewerbe sich um die Tochter eines Banquiers, die eine Million als Aussteuer erhalten solle. Seine Eile zu heirathen beförderten die Gläubiger, die ihn von allen Seiten bedrohten. Auf der Rückreise wollte er, Born, daß Schloß meines Vaters besuchen. Ich konnte mit diesen Nachrichten zufrieden sein, und unter dem guten Eindrucke derselben schritt meine Genesung rasch weiter. Die frische Gebirgsluft und der Umgang mit meinen vortrefflichen Pflegeeltern, dafür mußte ich den Pfarrer und seine würdige Gattin nehmen, brachten körperliche und geistige Kräfte bald zurück. Der Pfarrer sprach oft über die Verbindung meiner Mutter, des bürgerlichen Mädchens, mit dem hochgeborenen Grafen; er kannte die Verhältnisse genau, da er mit meinem Großvater mütterlicherseits verwandt war. Seine Urtheile bestätigten die Ansichten, die ich von dem Geburtsadel hegte. Dem Gelde gegenüber vergessen die hohen Herren ihren Stammbaum, der sonst eine so große Rolle spielt. Das bürgerliche Mädchen wird eine edele Frau, wenn es einfältig und eitel genug ist, den Adel mit seinem Gelde und seinem Lebensglücke zu bezahlen. Ueber die Neigung meiner Eltern zur Frömmelei schüttelte der Pfarrer das greise Haupt.

„Es mag dies wohl seinen Grund haben,“ meinte er.

„Was für einen Grund,“ fragte ich.

„Ich spreche über so ernste Dinge keine Vermuthungen aus. Vielleicht bringt die Zeit Aufklärung.“

Damals verstand ich den Pastor nicht; aber seine Worte machten mich doch nachdenkend.

In einem zweiten Briefe schrieb Born, daß seine Abreise aus der Garnison sich um vierzehn Tage verzögere, da das Ordnen seiner Privatangelegenheiten auf kleine Schwierigkeiten gestoßen sei. „Ich solle mich nicht ängstigen,“ fügte er hinzu, „es gehe Alles gut.“ Dann ermahnte er mich dringend, die Vorbereitungen zu unserer Trauung zu treffen. Daß ich dies nicht unterließ, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Der Pfarrer schien keine Neigung dazu zu haben; er wollte zuvor eine Aussöhnung mit meinen Eltern versuchen, die deshalb sehr wahrscheinlich sei, da der Prinz eine Bürgerliche heimführen wollte und die Grafentochter bereits aufgegeben habe. Auf die Frage, was er zu thun gedenke, wenn mein Vater mich verstoße, antwortete er: „In diesem Falle begiebt er sich seiner väterlichen Autorität und Sie, mein Kind, haben völlig freie Hand. Ich lade dann keine Verantwortlichkeit auf meine Schultern und kann Ihrem Verlangen nachkommen.“

Ich arbeitete unter der Leitung der Pastorin an meinem Brautkleide; sie tröstete mich damit, daß ihr Gatte die Trauung schon vollziehen werde, wenn Born in ihn dränge, zu dem er eine besondere Vorliebe hege. Die Zeit verfloß langsam. Ich konnte mich der Befürchtung nicht erwehren, daß meinem Verlobten ein Unfall zugestoßen sei, der ihn in der Stadt zurückhalte. Von einer Verfolgung zeigte sich keine Spur; entweder hatte der lieblose Vater

mich meinem Schicksale überlassen, oder seine Nachforschungen waren, da wir mit Vorsicht gereist, fruchtlos geblieben. Ich nahm mir vor, nicht mehr zu grübeln, sondern meinem guten Sterne zu vertrauen, der mir bisher so freundlich geleuchtet hatte.

Eines Abends kam Born an.

Er trug den rechten Arm in der Binde.

„Was ist das?" rief ich erschreckt aus.

„Nichts! Nichts!" antwortete er lächelnd.

„Du bist verwundet."

Bruno legte den linken Arm um meinen Hals und küßte mich zärtlich.

„Einem Officier begegnet so etwas schon!" rief er heiter

„Hast Du ein Duell gehabt?"

„Um einen Verläumder zum Schweigen zu bringen."

„Wen?"

„Einen untauglichen Officier, den Baron von Lyser, den der feige Prinz vorgeschoben."

„So kennt man unsere Liebe?"

„Man vermuthet sie wenigstens."

„Und meine Eltern?"

„Ich habe sie nicht gesehen, da ich meiner Wunde wegen das Zimmer hüten mußte. Hätte mich die Sehnsucht nicht getrieben, ich würde meine volle Genesung abgewartet haben. Sprechen wir von der Bagatelle nicht mehr."

Unsere eigenen Angelegenheiten beschäftigten uns dergestalt, daß wir uns um Fremde nicht mehr kümmern konnten. Born hatte denselben Abend noch eine lange Unterredung mit dem Pfarrer. Am nächsten Morgen trat er in mein Zimmer.

„Diesen Abend findet die Trauung statt, Louise."

Ich konnte vor freudigem Schreck kaum antworten. Weinend sank ich an seine Brust.

„Bruno, nimm mich hin für das ganze Leben!“

„Und Du sollst mein guter Engel sein, mein Alles, für das ich schaffe und athme.“

„Ich frage nicht nach den Gründen, die unsere Trauung beschleunigen . . .“

„Du kannst sie erfahren, Louise.“

„Dein Vater hat Dich verstoßen.“

„Gott im Himmel!“ rief ich bestürzt.

„Hast Du etwas Anderes erwartet?“ fragte er zärtlich. „Der in seinen Hoffnungen getäuschte Vater schäumt vor Wuth; er versichert, daß er Dich nie wiedersehen wolle.“

„So bist Du auf dem Schlosse gewesen?“

„Ja. Ich wollte es Dir verschweigen; der Pfarrer aber wünscht, daß Dir nichts verborgen bleibe. Ob er meine Beziehungen zu Dir kennt, weiß ich nicht. Er sah mich in seiner Verblendung für einen Boten des Prinzen an. Mit einem schrecklichen Eide hat er geschworen, daß er sich von Dir lossage. Von nun an will er mit der Welt nichts mehr zu schaffen haben. Wir bringen den armen Mann wohl noch zur Erkenntniß. Vor der Hand habe ich die heilige Pflicht, für Deine Ehre zu sorgen. Du kannst nur als meine Gattin in dem Pfarrhause bleiben. Und dann mag kommen, was wolle; wir sind unzertrennlich verbunden.“

„Aber ich bin arm, Bruno, ganz arm!“

Ein bitteres Lächeln verbreitete sich über sein schönes Gesicht.

„Speculire ich im Heirathen, wie der Prinz von Wolfshagen?“ fragte er. „Meiner Louise will ich mich ver-

sichern, und wäre sie eine Bettlerin. Mag der reiche Graf von Neuhof seine Schätze der Kirche schenken . . . bleibt mir nur seine Tochter, so bin ich ein Crösus. Louise, noch kannst Du wählen . . ."

Ich ließ ihn nicht ausreden.

„Nimm mich hin, Bruno, ich habe aufgehört, eine Gräfin von Neuhof zu sein. Erhalte mir Deine Liebe, und ich habe keinen Wunsch mehr auf dieser Welt."

Gegen Abend schmückte ich mich. Die Frau Pastorin brachte einen frischen Myrthenkranz, den sie mir unter Thränen der Rührung auf das Haupt setzte. Ich trug ein schlichtes weißes Kleid ohne allen Zierrath. Von den werthvollen Schmucksachen, die ich mitgebracht, legte ich Nichts an. Wer mich nicht kannte, hätte mich wahrlich nicht für die Tochter des steinreichen Grafen von Neuhof gehalten. Vorsichtig hing ich mich an den verwundeten Arm meines Bräutigams und so gingen wir bei dem Läuten der Abendglocke zwischen den Gräbern hin zu dem ländlichen Gotteshause. Die Magd, die Blumen streute, und die Frau Pastorin waren die einzigen Zeugen der Handlung, die der Pfarrer mit Ernst und Würde vollzog. Ach, jener Abend wird mir unvergeßlich bleiben! Wie feierlich und erhebend war die einfache Ceremonie, durch die ich für immer an den geliebten Mann gefesselt ward. Mir war, als ob ich nun aller Sorgen enthoben, als ob ich in einen sichern Port gekommen, der mich vor allen Stürmen des Lebens schützte.

Nach der Trauung genossen wir in der Laube ein einfaches Mahl. Noch saßen wir bei Tische, als ein Wagen in den Pfarrhof fuhr. Es war dies eine seltene Erscheinung, die den Pfarrer überraschte. Ich erschrak

nicht mehr, denn eine Trennung von dem geliebten Manne konnte nicht mehr stattfinden. Die Magd führte den Haushofmeister meines Vaters in die Stube. Der Mann erweckte eine schreckliche Erinnerung in mir, die Erinnerung an meine Gefangenschaft. Als er mich im Kranze erblickte, blieb er wie eine Säule stehen.

„Was bringen Sie mir, mein Herr?“ fragte der Pfarrer.

„Meine Botschaft kommt wohl zu spät!“ stammelte der Abgesandte.

„An wen ist diese Botschaft gerichtet?“

„An die gnädige Comtesse Louise von Neuhof.“

Ich rief dem Schergen mit Entschiedenheit entgegen: „Es giebt keine Comtesse Louise von Neuhof mehr, ich bin die Gattin Borns, eine bürgerliche, aber glückliche Frau.“

Born bemerkte meine Erregung; er zog mich sanft auf den Stuhl zurück, küßte mir die Stirn und wandte sich dann zu dem Boten. „Sie haben gehört, daß Louise, die Sie durch Hunger tödten wollten, meine Frau ist. Der Mann vertritt und schützt die Frau. Sie haben also mit mir zu verhandeln. Wer sendet Sie?“

Der Haushofmeister verneigte sich.

„Die Frau Gräfin von Neuhof, meine gnädige Gebieterin.“

„Und was läßt sie sagen?“

„Die Comtesse möchte heimkehren, um die Verzeihung ihrer Aeltern zu empfangen. Es solle Alles vergessen und vergeben sein.

Mein Erstaunen kann ich nicht beschreiben. Born übernahm statt meiner die Antwort.

„Melden Sie dem Herrn Grafen von Neuhof, daß

eine Comtesse von Neuhof nicht mehr existire; die Comtesse ist seit einer Stunde Frau Born."

Der Abgesandte taumelte wie ein Trunkener zurück.

„Es ist nicht möglich!" stammelte er.

Als ich zu weinen begann, küßte mich Born und sagte zärtlich: „Du stehst unter dem Schutze Deines Mannes. Der glatten Zunge dieses Patrons glaube nicht, und vor neuen Mißhandlungen habe keine Furcht, ich werde sie abzuwenden wissen." Dann wandte er sich zu dem Haushofmeister: „Sie kennen die Behandlung, die meine arme Gattin hat erdulden müssen . . . ein Vater, der fähig ist, sein Kind dem Hungertode preiszugeben, hat seine Rechte an dieses Kind verwirkt. Will der Herr Graf verhandeln, so mag er mit mir verhandeln, dem Gemahle Louisens."

Der Bote entfernte sich, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Wir Alle, die wir zurückblieben, waren überzeugt, daß die Einladung nur eine Schlinge war, die man mir zu legen versuchte. Nur Eins blieb uns unerklärlich: wie hatte der Bote meinen Aufenthalt erfahren? Ich bin heute noch darüber im Unklaren.

Der erwähnte Vorfall trübte mein Glück durchaus nicht, war er doch ein neuer Beweis von der Arglist meines Vaters, der seinem Ehrgeize Alles opferte. In dem Pfarrer hatten sich doch einige Bedenken geregt; er fragte, wie es komme, daß der Graf seine Tochter verstoße und gleich darauf sie wieder aufnehmen wolle? Born antwortete einfach: „Onkel, die Einladung ist eine Schlinge. Wer kann wissen, was der unnatürliche Vater beabsichtigt. Louise ist meine Frau, folglich steht mir das Recht zu, für sie aufzutreten. Nach der ersten Unterredung, die ich mit

ihm gehabt, wird der Graf nicht wagen, meine Frau ferner zu verfolgen."

Das war mein Hochzeitstag. Es giebt wohl keine Braut, die unter ähnlichen Verhältnissen zum Altare gegangen ist. Ach, und doch war ich so glücklich, daß ich heute noch mit Wonne an jenen Tag zurückdenke. Glückliche Liebe verzeiht ja Alles, und so verzieh auch ich meinen verblendeten Aeltern, die das wahre Glück des Lebens so arg verkannten.

Born verließ mich bald, um seine Angelegenheiten völlig zu ordnen. Er versprach, auf meine Bitte, Neuhof nicht zu besuchen und meinen Aeltern nur schriftlich Anzeige von unserer Vermälung zu machen. Ich leugne nicht, daß ich eine gräßliche Angst vor meinem fanatischen Vater hatte. Als Born sich entfernt, fiel mir der Gedanke bleischwer auf das Herz: Wenn man einen Angriff auf das einsame Pfarrhaus verübte und mich entführte oder sonst ein Leid zufügte. Ich bedauerte, schutzlos zurückgeblieben zu sein. Um meinen Wohlthäter nicht zu ängstigen, verschwieg ich ihm die Furcht, die mich peinigte. Ich begriff Born nicht, der es vergessen zu haben schien, daß wir erbitterte Feinde hatten.

Zum Glücke kam es anders. Born kehrte zurück und brachte die Nachricht mit, daß wir ein kleines ihm angehörendes Gut beziehen könnten.

Es war Herbst geworden.

Mit schwerem Herzen trennte ich mich von dem Pfarrer und seiner braven Gattin; mir war, als ob ich die Aeltern verlassen müßte. Wir saßen schon im Wagen, als der Pfarrer meinem Manne noch ein Papier überreichte

„Was ist das?" fragte ich.

„Das Nothwendigste, dessen wir bedürfen ... unser Trauschein, man wird ihn vielleicht bald uns abverlangen."

Und so kam es auch.

Borns Gütchen war vier Meilen von Neuhof entfernt. Der Weg führte an dem Schlosse vorüber. Ich kann nicht sagen, daß der Anblick der Heimat mich sonderlich ergriff; es ward mir im Gegentheile um so leichter zu Muthe, je weiter wir uns von dem Orte meiner Kindheit entfernten. Er schloß ja zu traurige Erinnerungen für mich ein.

Borns Besitzung war zwar nur ein größeres Bauerngut, aber es lag so reizend, war so vortrefflich eingerichtet, daß ich es dem stolzen Neuhof vorzog.

Das große Thor, das sich in einer einfachen Mauer befand, war mit Guirlanden und Kränzen geschmückt, als wir unsern Einzug hielten. Die Arbeiter in Sonntagskleidern standen in Reihen, um uns durch ein Vivat zu begrüßen. Es war ein schlichter, aber herzlicher Empfang, der mich tief rührte. Das sogenannte Herrenhaus, im Stile jener Gegend erbaut, prangte in Laubgewinden, Kränzen und Blumen. Die Leute aus dem Bürger- und Bauernstande gefielen mir tausendmal besser, als die Edelleute. Hier zeigten sich offene, fröhliche Gesichter, denen man Vertrauen schenken konnte; auf Neuhof schlichen die Leute ängstlich an einander vorüber, sie fürchteten den gestrengen gnädigen Herrn, der knechtische Unterwürfigkeit forderte. Alles, was ich sah, gefiel mir so wohl, daß ich meinem Manne unter Thränen für das Glück dankte, dessen er mich theilhaftig gemacht.

„Bist Du zufrieden?" fragte er freudig erregt.

„Ich bin überglücklich!"

„Nicht wahr, man findet das Glück auch in bürgerlichen Kreisen?“

„Nach meiner Ansicht das wahre Glück.“

„Hast Du keinrn Wunsch mehr, Louise?“

„Ich werde ihn Dir später aussprechen, Brano!“

„Ah, ich errathe ihn schon.“

„Desto besser, Du kannst Deine Vorkehrungen danach treffen.“

„Es wird wohl nicht unmöglich sein, eine Aussöhnung herbeizuführen.“

Die ersten Einrichtungen nahmen nun alle meine Zeit, all mein Sorgen in Anspruch. Das Haus war nicht glänzend, wohl aber bequem und wohnlich eingerichtet. Mein Mann, der sich rühmte, landwirthschaftliche Kenntnisse zu besitzen, lag mit Eifer der Oeconomie ob, und ich suchte mich in der Führung des Hauswesens zu unterrichten. Ach, es war ein wunderbar schönes Leben, das nun begann. Hatte ich auch keine Kammerzofe und keine Bedienten, so ward ich doch von treuherzigen und munteren Mädchen bedient, die mich einfach „Frau Born“ nannten. Ich mußte lächeln, wenn ich des steifen Tons auf Neuhof gedachte. Umgang hatten wir nicht; ich sehnte mich auch nicht danach, denn mein Mann war mir Alles.

Von Zeit zu Zeit kamen Geschäftsleute, die mit Born verhandelten. Freunde aus der früheren Zeit besuchten ihn nicht; es war, als ob er mit der Vergangenheit völlig gebrochen hätte. So verfloß der Winter, und der Frühling kam. Um diese Zeit schien es mir, als ob mein Mann seine Heiterkeit verloren hätte; ganze Tage verbrachte er im Felde bei den Arbeitern. Abends ließ er es an Zärtlichkeiten nicht fehlen, aber ich bemerkte doch etwas Gedrück-

tes in seinem Wesen, daß mir Sorgen machte. Einst trieb es mich, ihn zu fragen:

„Befindest Du Dich unwohl, Bruno?"

Er sah mich fast erschreckt an.

„Wie kommst Du zu der Frage?"

„Die Sorge um Dein Wohl entreißt sie mir."

„Sei ruhig, Louise, mir fehlt Nichts, gar Nichts. Wenn Du mich zuweilen ernst erblickst, so hat dies seinen Grund in der Sorge für die Oeconomie, der ich allein vorstehe. Ich bin nicht mehr Officier, der fröhlich in den Tag hineinlebt, weil er wenig Beschäftigung hat; ich bin jetzt Geschäftsmann. O, ich kenne die Bedeutung meines Standes ..."

„Du wirst auch bald Familienvater sein ..."

Er umarmte mich stürmisch und bedeckte mein Gesicht mit Küssen. Das war ein großer, ein herrlicher Augenblick, dessen unbeschreibliche Wonne ich heute noch empfinde. Ich sah, daß Thränen in den Augen meines Mannes erschienen, Thränen der Rührung und Freude. Als die Ernte begann, schenkte ich der Welt einen Knaben, ein liebliches wundervolles Geschöpf. Born trug ihn jauchzend durch alle Zimmer und zeigte ihn den Leuten, die sich glückwünschend herbeidrängten. Der Tag der Taufe war ein hoher Festtag. Schlichte Landleute vertraten die Stelle der Pathen, Nachbarn, die gern der Einladung dazu folgten und nach ihren Kräften Geschenke machten, wie es die Landessitte erforderte. Unsere Verhältnisse waren nun mit einem Schlage anders geworden; das Schicksal hatte uns ernste Pflichten auferlegt. Ich nahm mir vor, die beste und zärtlichste Mutter zu sein und die Pflege meines Sohnes, der in der Taufe den Namen Oscar erhalten,

so wenig als möglich fremden Leuten zu überlassen. Es fiel mir dies nicht schwer, da ich den Stand der Comtesse längst vergessen hatte.

An einem schönen Septembertage saß ich in der Laube des großen Gemüsegartens. Oscar lag auf meinem Schooße sanft schlummernd. Da kam mein Mann und setzte sich zu mir. Er betrachtete sinnend das schlafende Kind, rieb sich die Stirn und seufzte wie ein Mensch, dem eine schwere Last auf dem Herzen liegt. Erschreckt fragte ich nach dem Grunde dieses Gemüthszustandes. Bruno wollte ausweichen, gestand aber doch, nachdem ich in ihn gedrungen, daß ein hartnäckiger Gläubiger ihn verfolge und daß es ihm unmöglich sei, die schuldige Summe zu beschaffen.

„Du mußt es ja doch wissen, Louise," fügte er hinzu; „man dringt auf den Verkauf unseres Gütchens. Ich will es Dir nicht verhehlen, daß ich mit Schulden die Wirthschaft übernommen habe. Der Ertrag der Ernten ist unbedeutend gewesen; ich habe die Rückzahlung des geliehenen Geldes nicht ermöglichen können. Das Gut selbst bietet zwar Bürgschaft genug, auch habe ich die Zinsen pünctlich entrichtet; aber man will mir Verlegenheiten bereiten, mich mit einem Worte ruiniren. Ich kann Dir den Stand der Dinge nicht länger verschweigen, ich muß mit Dir berathen."

„Wer ist denn unser Gläubiger?"

„Der Baron von Lyser, derselbe, dem ich im Duell gegenübergestanden; er kann mir nicht vergessen, daß ich ihm den Arm zerschmettert habe. Unbegreiflich ist es mir, wie er die Hypothek hat an sich kaufen und so mein Gläubiger hat werden können. Der Mensch besitzt kein Vermögen . . ."

„Ist nicht ein Anderer zu finden, der die Hypothek übernimmt?"

Bruno verneinte es, indem er schmerzlich das Haupt bewegte.

„Unsere Feinde sind immer noch thätig!" rief er nach einer bangen Pause.

Ich gab ihm den Rath, er möge sich meinem Vater nähern, möge die Aussöhnung bewirken, von der er schon oft gesprochen. Da gestand er mir, daß man ihn auf Neuhof abgewiesen, daß man ihn nicht einmal vorgelassen habe. Der Haushofmeister, das gräfliche Factotum, habe ihm den Bescheid in das Vorzimmer gebracht: es existire eine Comtesse Louise von Neuhof nicht mehr.

Es stand uns noch eine Frist von vierzehn Tagen bevor, dann sollte das Gut verkauft werden. Born versicherte, daß er Alles versucht habe, um den Schlag abzuwenden; er war der Meinung, mein Vater habe dem Baron das Geld gegeben, das zu dem Ankaufe der Hypothek erforderlich.

„Nein," rief ich, „die Rache wäre zu klein, zu erbärmlich! Und was könnte es meinem Vater jetzt nützen, wenn er uns in's Elend stürzte? Ist es nicht genug, daß er seine Hand von mir abzieht? Nein, er wird sie nicht ausstrecken, um uns in's Elend zu stürzen. Ich werde mein Heil versuchen."

„Was willst Du thun?"

„Laß mich morgen nach Neuhof fahren. Das Kind nehme ich mit mir."

Bruno schien auf diesen Entschluß gewartet zu haben; er sprach zwar von Stolz, von peinlicher Demüthigung, aber er billigte doch mein Vorhaben. Die Vorbereitungen

zur Reise wurden getroffen und früh am nächsten Morgen bestiegen wir den Wagen. Mein Mann begleitet mich. Oft bemächtigte sich meiner eine schreckliche Muthlosigkeit; aber ein Blick auf den lachenden Knaben genügte, um meine Kraft zu stählen und mich zu dem gewagtesten Unternehmen fähig zu machen. Ich entwarf einen Plan, der nach meiner Ansicht nicht mißlingen konnte. Bruno bezeichnete mir fünfzehntausend Thaler als die Summe, die zu unserer Consolidirung erforderlich war.

Wir erreichten gegen Mittag Neuhof. In der Dorfschenke hielt der Wagen. Ich hatte absichtlich eine sehr bescheidene Toilette gewählt, und diesem Umstande verdanke ich es, daß die Bauern, die mich außerdem auch selten gesehen, mich nicht erkannten. Bruno glich einem schlichten Landwirthe, Niemand vermuthete in ihm den stattlichen Husarenofficier, der einst Bewunderung erregt hatte. Wir fragten den Wirth nach den Zuständen im Schlosse. „Die fromme Herrschaft ist zu Hause," war die Antwort. „Der Herr Graf kränkelt, aber die Frau Gräfin ist wohl auf. Das Beten scheint ihr gut zu bekommen. Wollen Sie in das Schloß?"

So sprach der Mann über die Gutsherrschaft.

Es ward beschlossen, daß Bruno zurückbliebe, aber mich aufsuchen sollte, wenn ich länger als eine Stunde ausbleiben würde. Dann nahm ich mein Kind auf den Arm und ging dem Schlosse zu, dessen Thor ich nach zehn Minuten erreichte. Ach, wie klopfte mir das Herz, als ich die Orte meiner Kindheit wiedererblickte! Nichts hatte sich verändert; nur meine Aeltern waren dieselben nicht mehr. Rasch ging ich über den weiten Hof und stieg die Freitreppe hinan. Ohne zu überlegen, suchte ich das

Zimmer meiner Mutter auf. Es war still und öde in den weiten Räumen, kein Domestik begegnete mir. Das wollte ich. Hatte sich die Hausordnung nicht geändert, so mußte die Mutter jetzt, es war gegen zwölf Uhr Mittags, von dem Spaziergange durch den Park ausruhen. Ach, wie oft hatte ich sie begleitet!

Ich öffnete das Vorzimmer.

Die alte Kammerfrau trat mir entgegen. Bestürzt blieb sie stehen.

„Herr Gott im Himmel," flüsterte sie, „sehe ich denn recht?"

„Sie täuschen sich nicht, Lenchen."

„Gnädige Comtesse . . . ach, ich weiß nicht, was ich sagen soll."

Die Alte faltete die Hände und betrachtete mich und mein Kind. Sie konnte dabei das Weinen nicht unterdrücken.

„Wo ist meine Mutter, Lenchen?"

„Dort im Zimmer."

„Und der Vater?"

„Ich soll den Herrn Grafen bitten, zu der gnädigen Frau zu kommen."

„Das trifft sich gut."

„Der Herr Graf wird bald hier sein."

„Halten Sie für nöthig, daß ich angemeldet werde?"

„Gehen Sie nur, wenn ich fort bin, es ist besser."

„Würde man mich abweisen?" fragte ich schüchtern.

„Ich weiß es nicht; aber gehen Sie nur, es ist besser, und ich habe keine Verantwortung."

Lenchen küßte mir die Hand, wie sie früher oft gethan.

„Ach, das reizende Kind!"

„Oscar ist mein Sohn, Lenchen . . .“

„Gott segne und erhalte ihn. Ach, wenn die Frau Gräfin sich doch so freute, wie ich mich freue.“

„Zürnt die Mutter mir immer noch?“

„Sie hat oft geweint.“

„Und der Vater?“

„Ist derselbe geblieben. Ich kann nicht sagen, ob erzürnt oder gut ist. Die gnädige Frau läßt ihn jetzt oft rufen, und dann haben Beide lange Unterredungen, von denen ich natürlich kein Wort höre. Werden Sie bei uns bleiben?“

„Nein.“

„Es ist recht traurig.“

„Ich trage nicht die Schuld daran.“

„Ach, ich weiß es wohl, man hat Sie schlecht behandelt. Wären nur nicht böse Menschen, die Oel ins Feuer gießen, statt zu löschen, es stände vielleicht anders.“

„Empfangen meine Aeltern Besuche?“

„Da ist ein Baron von Lyser, ein freundlicher, aalglatter Mann, der mit dem Herrn Grafen und mit der Frau Gräfin betet . . . Vor acht Tagen brachte er einen Mann mit, der in der Schloßkapelle gepredigt hat. Alle Domestiken mußten die Predigt anhören, wer ausblieb, sollte sofort entlassen werden. Hat dieser Mann uns Dinge gesagt, ich kann sie nicht wiederholen. Der Herr Graf sei ein Abgesandter Gottes, den wir fürchten und lieben müßten, und die Frau Gräfin sei ein Engel in Menschengestalt . . . doch ich halte mich zu lange auf und mir ist Eile anbefohlen.“

„Lenchen!“

„Was befehlen Sie Contesse?“

„Ist der Baron von Lyser im Schlosse?"

„Nein; er ist vorgestern abgereist. Wir sind in diesem Augenblicke ganz ohne Besuch. Ach, wenn die gnädige Frau ihren Enkel sieht, muß ihr doch wahrlich das Herz weich werden. Unser Schloß ist wie ein Kloster . . . das Leben drin ist mehr als traurig. Wäre ich die Frau Gräfin, ich wüßte wohl, was ich thäte, ich würde meinen Reichthum anders genießen, den mir der liebe Gott gegeben hat."

Lenchen ging.

Die Auskunft, die sie mir ertheilt, war mir angenehm. Ich wußte nun, daß kein Gast im Schlosse war und daß der Vater bald erscheinen müsse. Noch einmal drückte ich meinen Knaben an die Brust und küßte ihn, dann trat ich muthig in das Boudoir.

Die Mutter saß auf ihrem Lehnstuhle und las in der Bibel. Ich hatte sie früher oft so gesehen.

Bei dem Geräusche, das die Thür verursachte, blickte sie auf.

„Wer ist da?" fragte sie überrascht. „Was soll das?"

„Mutter!"

Sie ließ das Buch zu Boden sinken.

„Darf ich denn meinen Sinnen trauen?" rief sie. „Täuscht mich ein Trugbild?"

„Mutter, Ihre Tochter steht wirklich vor Ihnen."

„Und das Kind?"

„Ist Ihr Enkel, mein Sohn!"

Es schien als ob ein weiches Gefühl sich in der Brust der Mutter zu regen begann. Für einige Momente richtete sie ihre Blicke auf mich, Blicke, die mich mit Hoffnung

erfüllten. Ich glaubte wieder an mütterliche Zärtlichkeit, an Milde und Versöhnung.

„Vergebung, Mutter, Vergebung, liebe Mutter!“ bat ich. Ich fühlte, daß mir heiße Thränen über die Wangen rannen. Mein Kind emporhaltend sank ich zu den Füßen der Mutter nieder. Die Hartherzige wehrte mit der Hand ab, indem sie in einem strengen Tone sagte: „Die Comtesse Louise von Neuhof hätte ich empfangen, hätte ihr gern meine Arme geöffnet ... die Frau eines anmaßenden Bauers kenne ich nicht.“

„Mutter, Born ist Ihnen verwandt ...“

„Wer sagt das?“

„Leugnen Sie es nicht ...“

„Ich erkenne die Verwandtschaft nicht an. Alles, was unter mir liegt, ist mir fremd. Und Du hast gesündigt wider Gott und Deine Eltern, die es gut mit Dir meinten. Wende Dich nicht an mich, ich kann Nichts für Dich thun. Folge meinem Rathe und verlaß dieses Haus, das längst nicht mehr seine Thür Dir öffnet. Du hast unsere Gunst verwirkt ... Gott möge Dir gnädig sein, wenn Du einst vor seinem Richterstuhle erscheinst.“

„Mutter, Gott hat es gefügt, daß ich die Gattin eines braven Mannes geworden bin ... Wollen Sie die Fügungen Gottes nicht anerkennen? Wollen Sie verdammen, was er in seiner Weisheit angeordnet? Er hat die Liebe zu Born in mein Herz gepflanzt ...“

„Deine glatte Zunge wird mich nicht überreden; denn meine Ansichten und Grundsätze sind unerschütterlich. Geh' und störe die Ruhe nicht, die Gott der Herr unserm christlichen Hause schenkt. Wir dienen dem Höchsten durch Gebet und Wohlthun ...“

„Und Ihre Tochter, Ihr einziges Kind, schließen Sie aus von den Wohlthaten, die zu erzeigen Sie sich berufen fühlen?“

„Nur Würdige haben Ansprüche an unsere christliche Milde. Ich kann Nichts für Frau Born thun.“

Sie betonte die Worte „Frau Born.“ Dann nahm sie die Bibel und setzte sich auf den Lehnstuhl zurück. Das Herz der Mutter blieb mir also verschlossen. Und dies zu erweichen durch den Anblick meines Knaben hatte ich sicher gehofft. Ach, wäre die Noth nicht so groß gewesen, ich würde auf der Stelle den Rückweg angetreten haben; aber ich durfte nicht gehen, ohne das letzte Mittel versucht zu haben. Da stand ich nun, eine Fremde, eine Verstoßene in dem Vaterhause, erfüllt mit Jammer und Schmerz; vor mir saß die fromme Mutter, lesend in der Bibel. Sie beschäftigte sich mit Gott, während sie die Tochter von sich stieß. Und welche Gründe leiteten sie? Was hatte ich verbrochen? Ich hatte einem braven Manne die Hand gereicht!

Plötzlich erhob sich die Mutter.

„Bist Du noch hier?“ fragte sie kalt. „Du kennst meine Weisung ... Ich bin gewohnt, daß man meinem Willen gehorsam sei. Die Gräfin von Neuhof befiehlt in ihrem Schlosse ... Entferne Dich, ehe der Graf erscheint; es ist nicht gut, daß Du seinen Zorn reizest. In unserer Umgebung herrscht eine stete Sabbathruhe, die durch profane Dinge nicht unterbrochen werden darf.“

„Verzeihen Sie, Mutter, ich muß den Vater sprechen. Befiehlt auch er mir, daß ich gehe, so habe ich heute zum letzten Male das väterliche Haus betreten, und ich begebe mich unter den Schutz Gottes.“

„Hoffe Nichts von dem Vater!"

„Er mag seine Rechnung mit mir abschließen."

Die Mutter sah mich mit durchdringenden Blicken an. Dann schritt sie der Thür zu. Ihr entgegen trat der Graf. Ich erschrak vor dem Aussehen desselben. Sein Gesicht war hager und bleich, sein Haar schneeweiß geworden. Die Augen lagen tief in den bläulich umränderten Höhlen. Der Wirth der Schenke hatte mir zwar gesagt, daß der Graf kränkele; ich erkannte, daß er sehr krank gewesen sein mußte oder daß ein tiefes Leiden seine Kraft zerstörte. Des Grafen Toilette war sehr nachlässig, seine Kleider hingen schlaff an dem hagern Körper. Die Mutter deutete mit der Hand auf mich. Ich sah gefaßt den Vater an. Er mochte mich erkennen; denn er zuckte zusammen. Trotzdem fragte er: „Wer ist die Frau?"

„Die Gattin Born's, des ehemaligen Lieutenants," antwortete die Mutter.

Mein Kind begann leise zu weinen; es empfand wohl Furcht vor den strengen Blicken des Grafen, der regungslos mich anstarrte. Ich suchte den zarten Knaben durch Küsse zu beruhigen.

„Ein lästiges Schauspiel!" murmelte mein Vater. „Man sende die Leute in die Bedientenstube. Das Kindergeschrei ist ohrenzerreißend."

Der Graf hatte diese Worte mit matter Stimme, aber in einem Tone gesprochen, der mir das Resultat meines Unternehmens im Voraus ankündigte. Ich war ja auf das Schlimmste vorbereitet und darum versuchte ich es ferner nicht, das Mitleid des Herzlosen zu erregen. Die Erinnerung an die Qualen, denen er mich ausgesetzt, er=

zeugte ein bitteres Gefühl, das mir über alle Bedenken hinweghalf.

„Sie haben mich verstoßen, Vater!"

„Frau Born hat kein Recht mich Vater zu nennen. Der Graf von Neuhof steht vor ihr."

„So wende ich mich an den Herrn Grafen."

Mürrisch rief er: „Ich mag mit Frau Born Nichts zu schaffen haben."

Er wandte mir den Rücken und führte die Gräfin zu dem Fenster. Ich sah, wie sein ganzer Körper bebte.

„Zu meinem Bedauern, Herr Graf, ist es mir unmöglich, ohne eine Unterredung, um die ich Sie bitte, abzugehen."

„Elsbeth, rufe den Kammerdiener!"

„In diesem Falle wird unsere Unterredung einen Zeugen haben, den ich in Ihrem Interesse fern wünschte."

„In meinem Interesse?"

„Ja, Herr Graf!"

„Die Frau spricht eine Drohung aus ... So weit ist es gekommen! Man ist nicht sicher mehr in seinem Hause!"

„Ich gefährde Ihre Sicherheit nicht, Herr Graf, und wenn Sie mich anhören wollen, werden Sie bald begreifen, daß ich keine Drohung ausgesprochen habe."

„Was wollen Sie?" fragte er gehässig. „Was haben Sie mir zu sagen?"

„Nur eine Warnung, die Sie zu würdigen wissen werden, wenn ich sie ausgesprochen habe."

Die Mutter gerieth in sichtliche Angst.

„Mein Gott! Mein Gott!" seufzte sie. „Kann ein Kind so ausarten?"

„Ich will Sie nicht an den Versuch erinnern, mich zu

tödten, nicht an die gräßlichen Worte, die Sie mir, der Gefangenen, zugerufen ..."

Der Graf streckte befehlend die Hand aus.

„Meine Handlungen unterliegen Ihrem Urtheile nicht; was ich gethan, wird Gott einst richten. Kommen Sie rasch zum Ziele oder ich entferne mich."

„Finden Sie Ihre Tochter ab, Herr Graf!" rief ich. „Die Religion kann Sie nicht zwingen Vaterpflichten zu üben. Wohl aber das Gesetz."

„Seht doch!" kreischte der Kranke auf. „Gesetz, Gesetz ..."

„Es liegt kein Grund vor, mich zu verstoßen. Das Gesetz nimmt sich der Gemißhandelten an."

„Die Warnung, die Warnung ... werde ich sie hören? Die Frau spannt meine Neugierde auf die Folter."

„Herr Graf," fragte ich bebend, „wollen Sie mich noch als verstoßen betrachten? Soll ich, nachdem ich so viel gelitten, immer noch elend sein?"

„Die Warnung, Nichts weiter will ich hören ..."

„Wohlan denn, ich will sie aussprechen: Hüten Sie sich vor dem alten Arzte, der in dem Bade P. wohnt. Sie kennen ihn doch ..."

Mir fehlte der Muth fortzufahren; denn der Graf gerieth in einen Zustand, der mich für sein Leben fürchten ließ. Die aschgraue Farbe seines Gesichts verwandelte sich in Leichenblässe, alle seine Glieder bebten wie im Fieber und die Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen.

„Was ist das?" stammelte er. „Elsbeth reiche mir ein Glas Wasser ... das Blut zersprengt mir den Kopf .."

„Entferne Dich!" herrschte die Mutter mich an.

„Nein, sie mag bleiben!" befahl der Vater.

Dann erhob er sich und trat zu mir.

Ich fürchtete einen Angriff auf meine Person.

„Berühren Sie mich nicht!“ rief ich. „Draußen wacht Jemand über mich, der meine Stellung zu Ihnen genau kennt.“

„Fürchten Sie Nichts, Madame Born,“ sagte herablassend der Graf; „wir werden uns verständigen, ohne eine Fehde herbeizuführen. Der alte Doctor in P. interessirt mich. Was ist es mit ihm? Was wissen Sie? Warum drohen Sie mir mit dem alten Manne?“

Der Graf hatte diese Worte nicht gesprochen, er hatte sie gelallt. Ich hatte Mitleid mit dem schwachen Manne. Er kam mir wirklich wie ein Sinnverwirrter vor, der sich in der Wahl der Mittel vergreift, um einen zur fixen Idee gewordenen Zweck zu erreichen.

„Vater,“ flüsterte ich ihm zu, „ich meine es gut mit Ihnen; weisen Sie mich nicht hartherzig zurück oder die Verhältnisse zwingen mich, Ihre Anklägerin vor Gericht zu werden. Ich weiß, daß der alte Doctor Ihnen Gift verkauft hat. Der Graf von Neuhof, dessen Erbe Sie geworden ...“

Ich mußte mich unterbrechen.

„Elsbeth, bringe mir Wasser!“ rief der Graf. „Von Deiner Hand will ich es haben ... ein Domestik soll es mir nicht bringen. „Gehe, liebe Frau ... so gehe doch, ich bitte Dich darum!“

Und meine Mutter trat in das Nebenzimmer.

„Hast Du den Arzt gesprochen,“ fragte nun der Graf.

„Ja, Vater, verhandeln wir nicht mehr ... Gott ist mein Zeuge, daß ich aus Verzweiflung jenes schrecklichen

Geheimnisses erwähne … ich bleibe ja immer Ihre Tochter, wenn Sie mich auch verstoßen. Der Arzt ist todt."

„Der Mann lebt nicht mehr?"

„Vor seinem Verscheiden hat er mir aus Mitleiden gesagt, daß er Ihnen einen gewissen Dienst geleistet. Außer mir weiß Niemand darum."

„Und Born."

„Ich habe mich ihm nicht mitgetheilt."

„Es ist gut, Louise, es ist gut. Du bedarfst also meiner Hülfe? Sie soll Dir werden, wenn Du die Aeußerungen des wahnsinnigen Arztes verschweigst."

Die Mutter kam mit einem Krystallglase zurück, das sie dem Vater reichte. Dieser trank hastig das Wasser.

„Der Baron von Lyser ist unser Feind!" sagte ich nun. „Er will meinem Manne das Gut verkaufen lassen. Während er in meinem väterlichen Hause Zutritt hat, verfolgt er mich …"

„Bezahle ihn, ich gebe Dir das Geld. Elsbeth, Du bist im Besitze von Banknoten … Zahle Deiner Tochter zwanzigtausend Thaler … dann folge mir, Du triffst mich in der Kapelle. Wir wollen beten, daß Louise brav bleibe."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer. Der arme Mann war offenbar krank. Nun hatte ich es mit der Mutter zu thun, die mich einige Augenblicke verwundert anstarrte.

„Du hast also doch den Vater erweicht!" flüsterte sie höhnend. „Ich bewundere Deine Zungengewandtheit. Nimm das Geld und gehe zu Deinem Manne, dem Du angehörst. Ich will ferner nicht mit Dir rechten; aber den Rath ertheile ich Dir: ziehe nicht zu viel Vortheil von der Schwachheit Deines Vaters."

Diese Aeußerung gestattete mir einen neuen Blick in die Verhältnisse meiner Familie. Ich begriff, daß der Vater sich von der Mutter leiten ließ und daß Alles, was geschah, ihr Werk war. In jenen Augenblicken dachte ich weiter nicht darüber nach, mir lag daran, Rettung zu schaffen. Die Mutter ging wiederum in das Nebengemach, dessen Thür sie hinter sich schloß. Nun erst konnte ich mich auf einem Sessel niederlassen und ruhen. Ich beschäftigte mich mit meinem Knaben, der mich freundlich anlächelte. Ach, die Mutter hatte sich ihres Enkels nicht gefreut, sie war kalt und fühllos geblieben bei dem Anblicke des unschuldigen Wesens. Sie kam zurück und legte mit zitternder Hand die Banknoten auf den Tisch, die die angegebene Summe repräsentirten. Sie konnte sich von dem Mammon kaum trennen, ich sah es wohl. Als ich von dem großen Dienste sprach, den sie mir leistete, antwortete sie kalt: „Ich fürchte die Schande, Nichts weiter. Es wird von Deinem Betragen abhängen, ob wir mehr für Dich thun." Nach diesen Worten wandte sie mir den Rücken zu und ich verließ das Schloß, da der Hauptzweck meines Besuchs erfüllt war.

Nun will ich erklären, wie ich in den Besitz des Geheimnisses gekommen, das ich als Drohung meinem Vater gegenüber verwendete.

Das kleine Bad P. lag in der Nähe unseres damaligen Wohnorts. Der alte Doctor Rössel war als ein gelehrter Mann weit und breit bekannt; ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht. Man sprach von Wundercuren, die er vollbracht und von seinen magnetischen Einflüssen auf kranke Menschen. An diesen Mann hatte ich mich eines kleinen Uebels wegen gewendet, das mein Sohn mit zur

Welt gebracht. Er ließ mir sagen, daß ich ihn besuchen möchte, da Krankheit ihn hinderte, zu uns zu kommen

Der Doctor, ein häßlicher alter Mann, empfing mich in seiner Bibliothek, die mit Büchern und physikalischen Instrumenten angefüllt war. Man mußte Ehrfurcht vor der Wissenschaft des Alten empfinden, wenn man sein Zimmer betrachtete. Er selbst lag in einem großen Lehnstuhle, krank und hinfällig. Sein Kopf hatte schon kein Haar mehr, sein Gesicht war gelblich und hager, wie von Pergament überzogen. Nachdem ich meinen Namen in ein Buch geschrieben, entschuldigte er sich mit seinem hohen Alter, das ihm nicht gestattete, die Praxis zum Heile der Menschen so zu üben, wie er wohl möchte. Er verkaufte mir zu hohem Preise ein Remedium für das Kind, dessen Uebel er für unbedeutend erklärte und fragte mich nach meinen Familienverhältnissen, die ich ihm mittheilte. Eine plötzliche Veränderung zeigte sich in seinem hagern Gesichte.

„Sie sind also die Tochter des Grafen von Neuhof?" fragte er.

„Ja, mein Herr!"

„Sollten Sie nicht dem Prinzen von Wolfshagen Ihre Hand reichen?"

„Es war dies ein Plan meines Vaters."

„Man hat Sie durch Gewalt zwingen wollen?"

„Auch das ist wahr."

„Sie sind Gefangene gewesen, haben fasten müssen."

„Mein Herr, wie können Sie das wissen?" fragte ich erstaunt.

„Ich weiß es; Sie hören es. Wie steht es mit Ihrem Vermögen? Haben Sie sich mit dem Vater ausgesöhnt? Billigt er Ihre Verheirathung?"

Ich nahm keinen Anstand, ihm diese Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten. Er schüttelte das Haupt und sah mich theilnehmend an.

„Kennen Sie meinen Vater, Herr Doctor?“

„Leider sehr genau.“

„Warum sagen Sie leider?“

„Besuchen Sie mich nach acht Tagen zum zweiten Male; ich will Ihr Kind sehen. Das Fußübel desselben wird sich heben lassen. Befolgen Sie pünctlich meinen Rath.“

Ich versprach es. Nach acht Tagen trat ich in die Wohnung des Arztes. Man führte mich an sein Bett. Der Alte untersuchte das Kind, verordnete ein anderes Mittel und erklärte, die Cur werde bald beendet sein, er selbst jedoch würde die völlige Herstellung meines Lieblings nicht erleben. Ich sprach mein Bedauern aus, dankte und wollte gehen. Der Alte hielt mich zurück.

„Ich möchte Ihnen gern nützlich sein,“ sagte er mit Anstrengung ... „Sie sind die Tochter eines Mannes, der auf mein Leben einen schrecklichen Einfluß ausgeübt hat ... Je näher ich dem Grabe komme, desto mehr begreife ich das. Der Vater hat Sie verstoßen, nicht wahr?“

„Ja, Herr Doctor!“

„Er wird Ihnen das große Vermögen entziehen, das Ihnen gebührt?“

„So muß ich mich dem, was geschehen, wohl annehmen. Wenn kein Gesetz mich schützt ...“

„Das Gesetz!“ rief bitter lächelnd der Alte. „Verlassen Sie sich nicht auf das Gesetz, das Ihnen nur eine geringe Summe zuerkennen wird, wenn die Kirche als Universalerbin eingesetzt ist. Ich schlage Ihnen einen Handel vor, der Ihnen das ganze Vermögen sichert. Die Leute

meinen, ich sei reich; aber ich bin es nicht. Schließe ich die Augen für immer, so wird meine einzige Tochter im Elend leben. Ich habe viel Gutes gethan und bin oft betrogen. Meine wissenschaftlichen Experimente haben große Summen verschlungen ... wie gesagt, ich hinterlasse Nichts, möchte aber für meine Tochter sorgen und erbitte mir dazu Ihre Hülfe. Unterzeichnen Sie diese Schrift."

Der Arzt reichte mir ein Papier, das er unter seinem Kopfkissen hervorgezogen hatte. Ich las es in größter Spannung. Der Inhalt desselben war ungefähr folgender: „Ich, Louise, geborene Comtesse von Neuhof, erkläre und verpflichte mich hiermit, der Vorzeigerin dieser Zeilen die Summe von fünfzigtausend Thalern dann zu zahlen, sobald ich in den Besitz meines väterlichen Vermögens gekommen sein werde. Es ist dies eine Schuld, die ich dem Lebensretter meines Kindes zahle, und die zu tilgen Ehrensache für mich sein wird."

Nun folgten noch einige Formeln, die ich nicht wiederholen mag.

Der Arzt erklärte, er setze mich dagegen in den Stand, meinen Vater zu zwingen, ein Testament zu Gunsten Anderer nicht zu machen. Der Graf von Neuhof, fügte er hinzu, sei auf dem besten Wege in religiösen Wahnsinn zu verfallen; ich, die Tochter, möchte bei Zeiten darauf bedacht sein, mein Erbe zu sichern, das in großer Gefahr schwebe, wie ich aus dem Geheimnisse erfahren werde, das er mir gegen die Unterschrift mittheilen werde."

Ich unterschrieb, weil ich kein anderes Mittel kannte, mich zu schützen. Gern gab ich einen kleinen Theil hin, um mir das Ganze zu erhalten. Dann sagte der Doctor:

„Ihr Vater hat mich arg getäuscht; ich kann nicht

gegen ihn auftreten, da ich ein Genosse seines Verbrechens bin."

„Eines Verbrechens?" rief ich entsetzt.

„Eines Mordes."

„Um Gottes willen, mein Herr, Sie sprechen ein schreckliches Wort aus."

„Ich habe im Auftrage Ihres Vaters den Grafen Alexander von Neuhof vergiftet, statt ihm heilende Medicin zu reichen. Der beschleunigte Tod verhinderte den Kranken, ein Testament zu machen, wie er beabsichtigte... Das Vermögen fiel dem Seitenverwandten, Ihrem Vater, zu. Alexander hatte oft die Absicht ausgesprochen, den Fürsten Cäsar von Wolfshagen zum Erben einzusetzen."

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Man hatte also durch meine Verbindung mit dem Prinzen ein Verbrechen sühnen wollen."

„Weiß der Prinz darum?" fragte ich.

„Nein. Wir ließen keinen Menschen zu dem Kranken, der, wie ich später erfuhr, der Pathe des Prinzen gewesen. Hier ist meine schriftliche Aussage," murmelte der Kranke; „verwenden Sie sie, wenn es nöthig werden sollte. Halten Sie Wort, vergessen Sie meine Tochter nicht. O, es ist doch nicht leicht, mit schuldbeladenem Gewissen zu sterben!"

Am folgenden Tage hörte ich, der alte Doctor Rössel sei todt!"

Zwischen diesem Ereignisse und meinem Besuche in dem Schlosse lagen nur acht Tage; ich fand also bald Gelegenheit, die Kraft meines Geheimnisses zu prüfen, die sich bewährte. Nichts war wohl natürlicher, als daß ich das Gräßliche meinem Manne verschwieg; er sollte nie erfahren, daß seine Gattin die Tochter eines Mörders sei.

In freudiger Erregung erreichte ich die Schenke, wo Born meiner ängstlich harrte. Ich traf ihn in der Laube.

„Wie stehts?“ rief er mir entgegen.

„Gut!“

„Ist der Graf mit Dir ausgesöhnt?“

„Nein!“

„Dann begreife ich nicht . . .“

„Hier sind zwanzigtausend Thaler!“

Ich warf das Geld auf den Tisch. Born prüfte es. Die Banknoten waren gut. Erschöpft sank ich auf die Bank . . .“

„Hat man Dir ein Leid zugefügt?“ fragte Born erschreckt.

„Nein! das Geld ist nur ein Almosen; doch gleichviel, wir sind gerettet und wollen dem Himmel danken! Frage jetzt nicht, ich werde Dir später Alles erzählen.“

Wir traten die Rückreise an. Born schilderte mir die Angst, die er während meiner Abwesenheit erduldet; er nahm den Knaben auf den Schooß und herzte und küßte ihn, als ob er ihn verloren und zum zweiten Male erhalten hatte. Ich nahm zu der Nothlüge meine Zuflucht, daß die Aeltern mir aus Barmherzigkeit das Geld gegeben. Born schüttelte verwundert das Haupt. Er schien an die Barmherzigkeit des Grafen nicht so recht glauben zu wollen. Trotzdem faßte ich fest den Entschluß, das schreckliche Geheimniß meinem Gatten geheim zu halten. Die Erklärung des Doctors Rössel verwahrte ich sorgfältig. Nein, ich konnte die Aeltern nicht anklagen.

Wir erreichten glücklich die Heimath. Schon am folgenden Morgen kam das Gericht, um uns von Haus und Hof zu verjagen. Es hatten sich auch schon Käufer ge-

funden, die um einen niedern Preis das Gut zu erstehen gedachten. Born zahlte, und der Angriff auf unser Eigenthum war abgeschlagen. Alles ging eine Zeit lang gut. Ich machte verschiedene Versuche, mich mit den Aeltern auszusöhnen . . . sie blieben leider fruchtlos. Ein Jahr später schenkte uns der Himmel unsere Adeline. Ich lud meine Mutter schriftlich ein, Pathenstelle zu vertreten . . . der Brief blieb, wie alle früheren, ohne Antwort.

Es war im Winter.

Wir saßen Abends in der behaglichen Stube und freueten uns der Kinder, die wir zur Nachtruhe vorbereiteten. Da meldete ein Knecht, daß ein Reiter angekommen sei, der Herrn Born zu sprechen verlange. Wir sahen uns verwundert an. Da wir eingezogen lebten und mit der Nachbarschaft keinen Umgang pflegten, mußte der späte Besuch uns in die größte Spannung versetzen. Wir ließen den Fremden kommen. Als er den Pelz zurückschlug, erkannte ich Ernst, den Kammerdiener meines Vaters.

„Was bringen Sie, Ernst?"

„Der Herr Graf von Neuhof ist schwer erkrankt; ich soll Madame Born einladen, sogleich zu dem Kranken zu kommen."

„Ohne mich?" fragte mein Mann.

„Ich habe meinen Auftrag wortgetreu ausgerichtet."

„Es ist schon spät am Abend, das Wetter rauh und kalt . . ."

„Mein gnädiger Herr liegt sehr krank; er hat bereits die Tröstungen des Pfarrers und das heilige Abendmahl empfangen. Sie könnten leicht zu spät kommen, wollten Sie die Reise bis morgen früh verschieben. Ich habe so schnell reiten müssen, als es die Kraft meines Pferdes

erlaubte. Der Sterbende hat große Sehnsucht nach seiner Tochter.

Wir überlegten.

„Du wirst reisen, sagte Born; aber ich begleite Dich. Ich weiche nicht eine Stunde von Deiner Seite. Angst und Besorgniß würden mich tödten.

Die Vorbereitungen waren bald getroffen. Der bewährten Wärterin konnten wir unsere Kinder schon anvertrauen. Born ließ den Hofmeister kommen und übergab ihm die Verwaltung des Gutes. Dann bestiegen wir den Reisewagen, der, wegen des hohen Schnees, mit vier Pferden bespannt war.

Mit dem Anbruche des Morgens erreichten wir Neuhof. Die Sonne ging dunkelroth auf, als ich die Freitreppe vor dem Schlosse hinanstieg.

„Wo ist die Mutter?“ fragte ich die Kammerfrau.

„Am Bette des gnädigen Herrn, dem es seit Mitternacht besser geht.“

„Gott sei Dank! rief ich aus. Melden Sie mich!“

Born blieb in dem Zimmer, das man mir vorbereitet hatte. Ich eilte nach dem Flügel des Schlosses, den der Vater stets bewohnt hatte. In dem Vorzimmer trat mir der Arzt entgegen. Von ihm erfuhr ich, daß der Kranke die Krisis glücklich überstanden habe und daß Genesung in Aussicht stehe; trotzdem aber möchte ich den Wunsch des gnädigen Herrn erfüllen und zu ihm gehen. „Hören Sie ihn ruhig an, fügte er hinzu; als Arzt muß ich fordern, daß Sie den Patienten vor jeder Erregung, selbst vor der kleinsten, bewahren. Ein Rückfall würde unbedingt den Tod mit sich bringen. Ich werde einige Stunden ruhen, da ich die ganze Nacht gewacht habe.“

Ich trat in das Krankenzimmer. Die Mutter saß an dem Bette. Neben ihr stand ein langer bleicher Mann, der den Kranken in ängstlicher Sorgfalt betrachtete. Ich beeilte mich der Mutter die Hand zu küssen; sie erhob sich und deutete auf das Bett.

„Das ist Dein Werk!“ flüsterte sie. „Du hast ihn durch Ungehorsam so weit gebracht. An dem treuen Vaterherzen zehrt der Gram, den Du bereitet.“

Auf einen solchen Empfang war ich nicht vorbereitet gewesen. Bestürzt sah ich die Mutter an, in deren kalten Zügen ich keine Spur von Trauer oder Theilnahme bemerkte.

„Mutter, man hat mich rufen lassen ... Ich komme, um die Befehle des Vaters zu hören.“

„Die letzten meinst Du wohl? Der Graf wird noch nicht sterben, weil es der Herr dort oben anders beschlossen hat. Noch soll das Geschlecht der Grafen von Neuhof nicht erlöschen.“

In diesem Augenblicke regte sich der Kranke.

„Elsbeth!“ rief er mit voller Stimme.

Die Mutter fragte:

„Was willst Du, mein Theurer?“

„Ist Louise noch nicht angekommen?“

„Sie steht hier. Es wäre doch gut, wenn Du den Rath des Arztes befolgtest und Dir die Aufregung erspartest, die eine Unterredung nothwendig hervorrufen muß. Dir bleibt ja immer noch Zeit ...“

Der Kranke richtete sich mühsam empor. Ich sah, daß der lange Mann ihm zu Hülfe kam und ihm ein Kissen unter den Rücken schob. Ach, mein armer Vater bot einen traurigen Anblick. Wie das einer Leiche blaß und abge-

hagert war sein Gesicht. Die Augen hatten keinen Glanz mehr, sie waren dem Erlöschen nahe. Kein Haar schmückte das Haupt, es war völlig kahl. Ich mußte weinen.

„Wie fühlen Sie sich, mein würdiger Freund?“ fragte der Baron von Lyser zwar leise, aber ich konnte es doch verstehen.

„Die Schmerzen sind vorüber, der Athem geht leichter …“

„Der barmherzige Gott will, daß Sie zum Wohle der Menschheit noch auf Erden wandeln. Darum stören Sie das Werk der Genesung nicht, es wäre Frevel …“

„Louise!“ rief der Vater. „Ich muß mit meiner Tochter sprechen.“

„Hier bin ich, Vater!“

Eine Art Freude verklärte das Gesicht des Kranken, als er mich erblickte. Er nickte zufrieden mit dem Haupte und streckte mir die zitternde Hand entgegen, die ich ehrerbietig an die Lippen drückte. Ach, die Vaterhand glühte im heftigen Fieber. Ich sah die hohen tiefblauen Adern, die wie ein Gewebe die weiße Hand durchzogen. Meine Thränen und meine Küsse bedeckten diese Hand, die sich nicht zurückzog. Ich glaubte darin das Zeichen der Versöhnung zu erkennen und sank, von einem unbeschreiblichen Gefühle übermannt, schluchzend neben dem Bette nieder. Der Baron wollte mich emporheben.

„Wollen Sie den Vater tödten?“ zischte er mir in das Ohr. „Wehe, wehe Ihnen! Entfernen Sie sich, der Kranke bedarf der Ruhe!“

Ich verblieb an meinem Platze. Es war mir unmöglich, die Hand des Vaters der meinigen entgleiten zu lassen.

„Nur dann weiche ich," gab ich zur Antwort, „wenn es der Kranke befiehlt. Sein Befehl hat mich gerufen!"

„O, diese Schlange!" hörte ich die Mutter flüstern. „Früher hat sie die Befehle des Vaters verachtet, und jetzt will sie gehorsam sein."

Es war nicht schwer zu erkennen, daß man mich gewaltsam entfernen wollte. Ich beschloß, Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen.

„Vater," fragte ich, „soll ich wiederkommen, wenn Sie sich erholt haben?"

„Nein!" rief er erregt. „Du wirst bleiben . . . Ich habe mit Dir zu sprechen . . . sage den Anderen, daß sie gehen, ich muß allein sein mit Dir . . . Ich will es . . . Nur so werde ich die Ruhe erlangen, deren ich zur Genesung bedarf. Gott will es, und des Herrn Wille ist mir heilig. Baron, lieber Freund, führen Sie die Gräfin in den Saal . . . ich werde sie bald zurückrufen."

Die letzten Worte hatte er befehlend gesprochen.

Der Baron verneigte sich, reichte meiner Mutter die Hand und verließ mit ihr das Zimmer.

Ich bemerkte wohl, daß die Gräfin sich nur dann erst fügte, als der unheimliche Mensch, der Frömmigkeit und Gottvertrauen zur Schau trug, ihr einen vielsagenden Blick zuwarf. Nun war ich allein mit dem Kranken. Ich konnte mich dessen nicht erwehren, daß ich mich schluchzend über das Bett warf.

„Vater, ich bin Ihnen ungehorsam gewesen, rief ich; aber ich konnte nicht anders. Verzeihung, Verzeihung! Ach, ich wäre ganz glücklich, wenn Sie mich wieder als Tochter anerkennen und den Bund, den mein Herz aus wahrer Liebe geschlossen, segnen wollten."

Der Vater ließ das Haupt auf die Brust herabsinken. Mir schien, als ob er überlegte, wozu er sich entschließen sollte. Vielleicht auch hinderte ihn die Schwäche, mir sogleich zu antworten. Aengstlich harrte ich auf seinen Ausspruch. Er faltete die Hände, betete und sah zum Himmel empor.

„So sei es!“ flüsterte er. „Ich muß die Ehre meines Hauses wahren und Gott wird mir seinen Beistand dazu verleihen. Bist Du da, Louise?“

„Ich warte auf Ihren Segen, mein Vater! Können und wollen Sie mir verzeihen?“

„Wenn Du Dich als gute Tochter zeigest.“

„Alles, Alles will ich thun, was Sie fordern.“

„Du hast mir mit einem Geheimnisse gedroht ... mit einem schrecklichen Geheimnisse ...“

„Ach, Vater, ich habe es längst vergessen. Die Noth zwang mir ein Mittel auf, das ich gern verschmäht hätte.“

„Glaubst Du, daß ich schuldig bin?“ fragte zitternd der Kranke.

„Ich habe Ihnen nur wiederholt, was mir der Doctor gesagt hat. Der Mann, der für seine Tochter zu sorgen sucht, muß gelogen haben. Er ist todt, Gott möge ihm gnädig sein. Vater, ich glaube dem Allen nicht, ich bin fest von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt.“

Der Kranke lächelte mit einer Bitterkeit, die mir das Herz durchschnitt.

„Bleibe bei mir, Louise!“ bat er.

„Vater! Vater!“

„Ich kann noch nicht sterben!“ murmelte er in peinlicher Angst.

„Sie werden leben, Vater.“

„Wenn ich nicht vergiftet bin."

„Um Gotteswillen!"

„Ach, ich fühle es wohl, ein schleichendes Gift zerstört meinen Leib..."

„Wer sollte ein so gräßliches Verbrechen begangen haben!"

Mein armer Vater zuckte heftig zusammen. Ich konnte nicht unterscheiden, ob die Krankheit oder ein inneres Grauen ihn rüttelte.

„Sage Nichts von dem, was ich Dir mitgetheilt," flüsterte er ängstlich. „Ich will noch keine Beschuldigung aussprechen ... nein, ich will es nicht, ich kann es nicht. Aber eine Ahnung lebt in mir ... eine schreckliche Ahnung! Bleibe bei mir Louise ..."

„O, wie gern, mein Vater!"

„Sorge, daß man mir nicht wieder Gift reiche. Aus Deiner Hand will ich empfangen, was ich genieße."

„Die Mutter hat Sie treulich gepflegt."

„Und doch trachtet man nach meinem Leben. Bleibe hier, Louise!"

Er sank, von Schwäche übermannt, zurück.

Wie sollte ich mir die Sinnesänderung meines Vaters erklären? War sein Geist wirklich zerrüttet, oder erwachte sein Gewissen bei dem Herannahen des Todes? Und wen hatte er in Verdacht? Noch eine Frage drängte sich mir auf: Sollte man wirklich einen Giftmord versucht haben? Schaudernd betrachtete ich die abgezehrte Gestalt des sonst so rüstigen und kräftigen Mannes.

„Vater," flüsterte ich ihm zu!

„Was willst Du, mein Kind?"

Er sprach diese Frage in einem weichen Tone aus.

„Gestatten Sie, daß Born Sie um Verzeihung bittet.“

„O, ich bin recht unglücklich!“ seufzte er. „Der große Reichthum hat mir Elend gebracht. Wäre ich arm geblieben!“

Ich wiederholte meine Bitte und fügte hinzu: „In Ihren Kindern werden Sie einen wirksamen Schutz gegen alle Anfechtungen finden. Born ist ein braver, ein rechtschaffener Mann, der für den Vater seiner Frau in die Schranken tritt.“

Er sah mich mit großen Augen an.

„Das ist wahr!“ rief er erregt. „Ich bedarf des Schutzes!“

„Bezeichnen Sie mir Ihre Feinde, Vater!“

„Noch kann ich es nicht; aber Du wirst sie kennen lernen. Sende Born, daß er mich schütze. Du, Louise, weichst nicht von meinem Bette. Ich nehme nur aus Deiner Hand die Arzneien.“

Der Kranke schlief ein; er hörte die Versicherung nicht mehr, daß ich ihn treulich hegen und pflegen wollte.

Nun öffnete ich die Thür und rief die Mutter zurück, die sich in dem angränzenden Zimmer mit dem Baron unterhielt. Ich sagte ihr, daß der Vater meine Anwesenheit und meine Pflege fordere. Sie sah mich erstaunt an.

„Es ist gut so,“ antwortete sie dann, „recht gut. Wie auch die Krankheit Deines Vaters verlaufen möge, die Aussöhnung, die ich angebahnt, kann nur wünschenswerth sein. Ich wundere mich über die schnelle Nachgiebigkeit des Kranken ... Uebernimm Du nun die Pflege, damit mir eine Erleichterung werde. Ich fühle mich recht angegriffen.“

Der Baron pflichtete ihr bei, wünschte Glück zu der

Aussöhnung, die er ein Heil für die Familie nannte, und erklärte sich zu jedem Dienste bereit, den er als Freund zu leisten im Stande sein würde.

Dies Alles kam mir seltsam, überraschend vor. Des kranken Vaters Entgegenkommen fand ich erklärlich; welchen Grund aber sollte ich dem Benehmen der Mutter unterlegen, die, wie ich in der letzten Zeit erkannt, mir feindlicher gesinnt gewesen als der Vater? Warum überließ sie mir die Pflege des Kranken, den zu leiten und zu beherrschen sie sich zur Aufgabe gemacht? Vielleicht war schon Alles geordnet, so daß die feindliche Partei meinen Einfluß nicht mehr zu fürchten hatte. Ich nahm mir fest vor, die Pflicht der Tochter zu üben, ohne die Sorge für meine eigene Familie zu vernachlässigen. Das väterliche Vermögen konnte mir wohl geschmälert, aber nicht entzogen werden. Wir richteten uns ein. In dem großen Schlosse gab es der Räume genug. Unsere Zimmer gränzten an das des Kranken.

Gegen Mittag erschien der Arzt. Nachdem er den Kranken gesprochen und ihn untersucht hatte, fragte ich, ob noch Gefahr vorhanden sei. Ich erhielt eine Antwort, aus der ich weder Besorgniß noch Hoffnung schöpfen konnte. Dann ließ ich mir die Art der Pflege vorschreiben. Ruhe ward als ein Haupterforderniß anempfohlen. Abends fragte ich den Kranken, ob er seinen Schwiegersohn sehen wollte, der sich herzlich danach sehnte, ihn zu begrüßen. Er verneinte es durch eine Bewegung mit dem Kopfe. So mußte die Vorstellung unterbleiben.

Es fiel mir auf, daß die Mutter im Laufe des Tages den kranken Gemal nicht besucht hatte. Abends spät kam ein Diener, der sich nach dem Befinden seines Herrn er-

kündigte. Ich gab befriedigende Auskunft und ließ die gnädige Mutter grüßen.

Die Reise hatte mich ermüdet. Ich legte mich schlafen, während Born wachte. Es war die Verabredung getroffen, daß mein Mann mich sogleich weckte, wenn der Kranke irgend einen Wunsch habe. Ihm sollte, daß er sich nicht aufrege, die Gegenwart Born's geheim bleiben.

Mitternacht war vorüber, als Born mich weckte.

„Was giebt es?“ fragte ich erschreckt.

„Komme an das Krankenbett,“ liebe Frau.

„Ist der Vater erwacht?“

„Nein.“

„So laß ihn doch ruhig schlafen.“

„Ich beobachte seit einer halben Stunde seltsame Erscheinungen, die mich erschrecken.“

„Mein Gott, was für Erscheinungen?“

„Urtheile selbst, Louise. Ach, ich bedauere, daß ich Deine Ruhe stören muß.“

Nachdem ich einen Mantel umgeworfen hatte, trat ich an das Krankenbett. Der Vater lag so ruhig in seinem Kissen, als ob ein süßer Schlummer ihn erquickte. Ich neigte mich über ihn, um den Athem zu belauschen. Ein kaum merkliches Stöhnen entrang sich seiner Brust. Es dauerte einige Secunden, dann war es vorüber. Der Kranke schöpfte tief Athem und schlief ruhig fort.

„Ich finde nichts Auffallendes,“ flüsterte ich meinem Manne zu.

„Beobachte noch kurze Zeit, und mein Bericht wird überflüssig sein,“ antwortete Born.

Er rückte die Nachtlampe so, daß der matte Schimmer derselben auf das Bett fiel. Nun kam es auch mir vor,

als ob sich die Gesichtsfarbe des Vaters verändert habe. Die Augen, die unter den geschwollenen Lidern leise zuckten, lagen tiefer in ihren Höhlen. Der Mund kam mir eingekniffen vor, wie der eines Mannes im Greisenalter. Die Nase schien spitz geworden zu sein.

„Du hast Recht,“ flüsterte ich meinem Manne zu, „mit dem Kranken ist eine Veränderung vorgegangen.“

„Warte und beobachte noch.“

Ich ließ mich auf dem Sessel nieder, der an dem Bette stand. Mein Mann hielt sich so, daß er hinter dem Schirme verschwinden konnte, sobald der Kranke sich regte.

Das Feuer in dem Kamine knisterte leise, während ein heftiger Wintersturm an den Fenstern vorübersauste. Trotz der Eleganz war es unheimlich in dem Zimmer. Die Schatten der Möbel kamen mir wie Gespenster vor, die sich geräuschlos bewegten. Ein Frösteln durchrieselte meinen ganzen Körper. Wäre Born nicht in meiner Nähe gewesen, ich hätte vielleicht nicht ausharren können. Das innigste Mitleid erfaßte mich, als ich den todtbleichen Vater erblickte, der sich langsam emporrichtete und mit glühenden Augen mich anblickte.

„Vater,“ rief ich, „bleiben Sie doch in Ihrer Ruhe!“

Er streckte die welke Hand aus.

„Ach ja, Du bist Louise,“ murmelte er. „Ich erinnere mich, daß Du zu meiner Pflege gekommen bist.“

„Wie fühlen Sie sich jetzt?“

Der Kranke legte die Hand an die Stirn.

„Hier tobt der Schmerz wieder. Die Glieder sind mir schwer wie Blei ...“

„Die Kraft wird bald zurückkehren, wie der Arzt sagt,“ tröstete ich. „Verhalten Sie sich nur ruhig.“

Er seufzte tief und schwer.

„Wo finde ich Ruhe!“

„Schlafen Sie, lieber Vater.“

„Mir schweben schreckliche Bilder vor, wenn ich die Augen schließe.“

„Auch die Phantasien werden aufhören.“

„Wären es nur Phantasien!“

„Vater, theilen Sie sich mir mit ... ich bin Ihre Tochter, Ihr einziges Kind, das gern tröstet und hilft.“

„Sind wir allein?“ fragte er ängstlich.

„Es ist kein Verräther im Zimmer.“

Ich hatte die Wahrheit gesagt, obgleich Born sich hinter dem Schirme befand. Mein Mann konnte ja Alles hören, konnte Alles wissen, was man seiner Frau mittheilte.

„Ich habe mich recht nach Dir gesehnt,“ begann der Kranke, der einige Minuten mit starren Blicken auf die Decke gesehen hatte. „Als der Tod seine kalte Hand nach mir ausstreckte, fühlte ich das Bedürfniß, Dich aufzuklären ... Ich habe Dich streng behandelt ...“

„Denken Sie nicht mehr daran, lieber Vater!“

„Das Gewissen trieb mich dazu ... Deine Verbindung mit dem Prinzen hielt ich für das einzige Mittel, die Folgen einer schwachen Stunde zu mildern, die der Böse über mich geschickt. Ich habe gebetet, habe Wohlthaten über Wohlthaten erwiesen Armen und Bedrängten ... es wird nicht anders in meinem Innern.. Das Vermögen mußte dem zugeführt werden, dem ich es entrissen ... Du widersetztest Dich meiner Absicht. Da ward ich zornig und wendete die äußerste Strenge an ... Ich hoffte immer auf Deine Nachgiebigkeit ... Deiner Mutter konnte ich nicht

Alles sagen ... sie durfte nicht wissen, daß ich aus Liebe zu ihr die Hand zu einem Verbrechen geboten. Wir waren arm, sehr arm ... die Aussicht auf Reichthum öffnete sich mir, als Graf Alexander von Neuhof erkrankte ... wir waren Feinde ... auch er hatte Deine Mutter geliebt ... mich, den Bevorzugten, haßte er glühend ... darum wollte er zu Gunsten des Prinzen ein Testament machen ... Dies mußte verhindert werden ... ich verband mich mit dem Doctor Rössel ... Graf Alexander starb schnell ohne Testament und ich, der nächste Verwandte, war der Erbe ... Es wird Dir nun wohl nicht schwer, den Schlüssel zu dem Verfahren zu finden, das ich Dir gegenüber beobachtet ..."

„Vater," rief ich, „Sie stehen dem Vergehen fern ... der Doctor allein mag es verantworten."

„O, ich habe eingewilligt, ich habe die verbrecherische Hand bezahlt ... Hätte Alexander noch eine Stunde länger gelebt, so existirte ein Testament, das mich um die Erbschaft brachte. Und ich wollte reich sein, meiner Gattin wegen. Dem Pfarrer habe ich nicht Alles gebeichtet; aber Du, Du sollst es wissen ... denn ich habe an Dir gefrevelt. Mir fehlen Kraft und Muth, mit dem furchtbaren Geheimnisse aus der Welt zu scheiden. Bete für mich, Louise, bete, bete!"

Ich legte schluchzend mein Gesicht auf seine hageren Hände, die im Fieber glüheten.

„Warum entdecken Sie sich der Mutter nicht?" fragte ich nach einer Pause.

Der Kranke lächelte bitter.

„Soll sie meine Qualen theilen? Soll sie sich den Vorwurf machen, daß sie, ohne es zu wissen, die Schuld mit

trägt? Nein, sie mag in Ruhe leben … Ich sterbe, Louise, ich trete vor den Richterstuhl des ewigen Gottes, ich muß Rechnung ablegen von meinen Thaten …"

„Sie werden noch lange leben, Vater! Gott ist barmherzig, er schenkt Ihnen Frist, Gutes zu thun. Und Ihre Tochter betet für Sie, Ihre Enkelkinder werden beten … Born, mein Gatte, soll das Vermögen gut anwenden, das Sie mir hinterlassen. Er ist brav und gut …"

Der Kranke ergriff zitternd meine Hand.

„Sage ihm nichts, Louise! Der Name Deiner Familie mag makellos bleiben … man soll Deine Mutter achten und ehren, da sie unschuldig ist. Die Welt soll die schreckliche Quelle unsers Vermögens nicht wissen. Du kennst nun mein Geheimniß … richte Dich danach und suche Gutes zu thun … Morgen mache ich ein Testament … Du wirst meine Universalerbin und zahlst der Mutter eine Rente. Das Haus in der Stadt mag ihre Wohnung sein … Born bewirthschaftet das Gut … ich habe Alles überdacht, Alles bestimmt … In Deine Hand lege ich es, mein Andenken auf der Erde in Ehren zu halten."

„Ich schwöre treulich, Ihren Willen zu erfüllen, Vater!"

Die Unterhaltung hatte den Kranken erschöpft; er sank in die Kissen zurück. Eine Minute später war er eingeschlafen. Sein Athem ging kurz und schwer, er mochte doch noch recht krank sein.

Ich näherte mich Born.

Wir sahen uns erstaunt und traurig an.

„Louise," flüsterte er, „ich habe das Geheimniß schon zum Theil errathen."

„Wie?"

Aus den Worten, die der Kranke im Schlafe ausgestoßen."

„Ich halte ihn für geistesschwach."

„Nein, nein!" meinte Born.

„Die Vergiftung ist eine fixe Idee bei ihm. Du selbst hast oft die Ansicht ausgesprochen, daß eine religiöse Verirrung und ein maßloser Ehrgeiz . . ."

„Jetzt denke ich anders über die Verhältnisse . . . doch, was immerhin früher geschehen sein mag, Du kannst ruhig sein. Das Vermögen gehört dem Grafen von Neuhof, und nicht dem leichtsinnigen, verderbten Prinzen. Es wird Dir und mir nicht zum Fluche werden. Sorge, daß Dein Vater legal testirt . . . wenn dies nicht geschieht, so bleibt Deine Mutter im Genusse des Vermögens. Die Ehrgeizige ist uns feindlich gesinnt, sie wird uns das Erbe so lange als möglich entziehen. Ich wette, daß sie mit dem tückischen Baron schon einen Plan schmiedet, der die völlige Versöhnung zwischen Dir und dem Vater zu vereiteln bestimmt ist."

Ein lautes Stöhnen ließ sich vernehmen.

Ich eilte zu dem Bette. Ein schrecklicher Anblick bot sich mir. Der Vater hatte beide Hände auf die Brust gepreßt, als ob er mit einem heftigen Schmerze kämpfe. Das durch die Krankheit vergrößerte Auge starrte mich unheimlich glühend an.

„Alexander," murmelte er, „laß mich in Ruhe sterben . . . gehe zurück in Dein Grab . . . Elsbeth wird bald Witwe sein . . . o, ich habe sie unter gräßlichen Qualen besessen! Siehst Du den bleichen Schatten, der langsam durch das Zimmer schwebt? Er streckt drohend die Hand nach mir aus . . . Das ist Alexander von Neuhof . . . Laß mich,

laß mich doch! Ergreife den Arzt, er ist Dein Mörder, ich bin es nicht! Was habe ich denn gethan? Ich bin der legale Erbe . . . Du hast mich beseitigen wollen . . . denke an unsere Vorfahren . . .“

„Vater, die aufgeregte Phantasie täuscht Sie . . .“

„Dort steht der Graf zwischen den beiden Fenstern . . .“

„Ich sehe Nichts, Vater! Der Schein des Lichts flackert an der Wand.“

„Sprich Du mit ihm, Louise!“

„Fassen Sie sich doch!“

„Sage ihm, daß ich schwer gelitten habe! Ich verzeihe der Tochter, daß sein Vermögen in der Familie bleibe . . . O, ich bringe ein großes Opfer! Darum will ich testiren . . . das Vermächtniß, das Elsbeth besitzt, erkläre ich für nichtig. Meine Tochter, meine Tochter . . .“

Er stieß einen Schrei aus und sank zurück. Regungslos lag er in den Kissen, ich mußte ihn für todt halten. Born half mir den Kopf des Kranken emporheben, der nach und nach schwer zu athmen begann. Ich wollte Hülfe rufen; mein Mann rieth davon ab. Aber was sollten wir denn beginnen, da der Vater offenbar dem Tode nahe war? Born meinte, die Vision habe ihn erschöpft, er werde sich bald wieder erholen. Und so geschah es auch.

„Mein Leiden ist unbeschreiblich, wimmerte der Kranke; ein gräßlicher Schmerz durchzieht den ganzen Körper. Ich muß sterben. Wie spät ist es in der Nacht?“

„Ein Uhr, Vater!“

„Der Gerichtsamtmann soll kommen, sobald der Morgen graut . . . ich werde meine irdischen Angelegenheiten ordnen.“

Der Rest der Nacht verfloß ohne größere Störungen.

Ich wich nicht von dem Bette des Kranken, dem ich nach Vorschrift die Arzenei reichte und alle nur erdenkbare Aufmerksamkeit widmete. Nach jeder Dienstleistung drückte er mir dankbar die Hand; meinen Mann zu sehen, konnte ich ihn indeß nicht bewegen. Er schüttelte stets das Haupt, so oft ich ihn bat, er möge seinen Schwiegersohn empfangen. Nach einer langen, peinlichen Nacht ging endlich die Sonne auf. Der Sturm hatte die Wolken verjagt, der Himmel war klar; eine schneidende Kälte hatte sich eingestellt. Schon früh erschien meine Mutter, in einen dunkeln Pelz gehüllt. Mit strengem Blicke maß sie mich von dem Kopfe bis zu den Füßen.

„Wie befindet sich der Patient?“ fragte sie kalt, fast theilnahmlos.

Ich schilderte seinen körperlichen Zustand, verschwieg aber, wie ich versprochen, die Visionen, die den Geist des Kranken marterten.

„Der Vater verlangt den Gerichtsamtmann,“ fügte ich hinzu.

„Zu welchem Zwecke?“ fragte betreten die Mutter.

Er will seine irdischen Angelegenheiten ordnen.

„Seltsam! Diese Angelegenheiten sind geordnet, so viel ich weiß. Der Graf war stets auf seinen Tod vorbereitet.“

„Vielleicht hat er nachträglich noch Bestimmungen zu treffen . . .“

„Elsbeth!“ rief der Kranke.

„Ich bin hier, Eberhardt!“

„Der Gerichtsamtmann soll kommen.“

„Denke an Deine Ruhe.“

„Erfülle meinen Willen, Elsbeth.“

„Du wirst bald genesen sein."

„Um so besser; aber ich will den Gerichtsamtmann sprechen."

Der Kranke äußerte seinen Willen so entschieden, daß meine Mutter nicht zu widersprechen wagte. Sie ging überlegend auf und ab. Dann trat sie zu mir.

„Wo ist Dein Mann?" fragte sie.

„In jenem Zimmer, Mutter."

„So gehe zu ihm."

„Der Vater wünscht, daß ich ihn nicht verlasse."

„Wenn ich die Pflege übernehme, kannst Du ohne Sorge gehen."

Um nicht zu der Vermuthung Anlaß zu geben, daß ich Einfluß auf die Verfügungen des Vaters ausübe, verließ ich das Krankenzimmer. Ich theilte meinem Manne mit, daß die Mutter an dem Krankenbette sich befinde, verschwieg auch nicht, was zuvor sich zugetragen. Born sprach seine Besorgniß aus. Er meinte, die habsüchtige Frau, die nicht genug des Reichthums an sich reißen könne, würde den Kranken umstimmen, würde vielleicht die Aufnahme eines Testaments verhindern, das offenbar zu unsern Gunsten lauten müsse. Ich zweifelte daran, setzte vielmehr volles Vertrauen in die Festigkeit des Vaters, der sein Gewissen beschwichtigen wollte. Es bedurfte ja eines großen Scharfsinnes nicht, um zu erkennen, daß zwischen Vater und Mutter eine Meinungsverschiedenheit herrschte. Ich behaupte heute noch, daß der Graf sich bemühte, kurz vor seinem Tode selbstständig zu werden, und daß Alles, was ich erlitten, auf den Rath der Gräfin geschehen, die sich in ihren ehrgeizigen Erwartungen so bitter getäuscht

sah. Sie kann die Heirath mit dem Prinzen nicht vergessen.

Die Müdigkeit übermannte mich. Ich sank auf den Divan und schlief ein. Man kann sich darüber nicht wundern, ich hatte ja zwei Nächte und einen Tag keine Ruhe gehabt. Nach einer anstrengenden Reise war ich die Krankenwärterin gewesen . . . bei dem Vater. Wie lange ich geschlafen, kann ich nicht angeben. Plötzlich weckte mich Born.

„Was ist geschehen? Verlangt der Vater nach mir? Ich eile zu ihm . . .“

Eine Gruppe von Menschen stand vor mir. Ich unterschied den Baron von Lyser, den Arzt und einen Mann, den ich später als Gerichtsamtmann erkannte. Die Mutter lag weinend auf einem Sessel; sie rang die Hände, bedeckte das Gesicht und schluchzte laut auf.

„Ist der Vater todt?“ rief ich bestürzt.

Alle sahen mich mit seltsamen Blicken an.

Born hatte sich mir zur Seite gestellt, als ob er fürchtete, daß man einen Angriff auf meine Person unternehmen würde.

„Was geht hier vor?“ rief ich. „Mutter, um Gotteswillen klären Sie mich auf!“

Ich wollte in das Krankenzimmer gehen.

„Bleiben Sie!“ befahl der Gerichtsamtmann.

„Warum? Warum?“

„Man wird es Ihnen sagen.“

„Ich will den kranken Vater sehen. Niemand wird mich daran hindern.“

Auf ein Zeichen des Gerichtsamtmanns näherte sich mir der Arzt.

„Madame," begann er mit bebender Stimme, „der Herr Graf von Neuhof ist todt."

Ich schrie laut auf.

„Fasse Dich!" bat Born. „Du weißt ja, daß Dein Vater lange krank gewesen ist."

Ich wollte mich der Mutter nähern.

„Zurück!" rief sie unter Schluchzen.

„Was ist denn das? Warum starrt man mich an, als ob ich ein Verbrechen begangen hätte?"

„Madame," begann jetzt der Arzt, „Ihr Vater ist keines natürlichen Todes gestorben."

Halb ohnmächtig sank ich in die Arme meines Mannes.

„Beenden Sie die Scene!" rief Born. „Sie sehen, daß meine Frau sich nicht in der Fassung befindet, Verhandlungen über den traurigen Fall zu hören."

„Ich bedauere Ihrem Verlangen nicht nachkommen zu können," entgegnete der Gerichtsamtmann.

„Welche Gründe leiten Sie?"

„Der Arzt erklärt, daß der Kranke an Gift gestorben ist."

Ich konnte den Aufschrei nicht unterdrücken, der sich meiner Brust entwand.

Der Gerichtsamtmann fuhr fort: „Sie sind in den letzten Stunden die Pflegerin des Kranken gewesen, Sie haben ihm Medicin und Speisen gereicht ... es ist natürlich, daß ich Sie zunächst vernehme."

„Sie sind wahnsinnig, mein Herr!" rief Born entrüstet. „Meine Frau ist die Tochter des Verstorbenen, das einzige Kind, sie hat keinen Grund, den raschen Tod des Vaters zu wünschen. Wenn hier ein Verbrechen begangen ist, so hat es einen andern Urheber."

Ich warf mich zu den Füßen der Mutter nieder; der

Verdacht, den ich aussprechen gehört, war zu nichtswürdig, zu gräßlich, als daß er mich nicht zum Aeußersten treiben sollte.

„Mutter, Mutter," rief ich, „wer hat mich angeklagt? Wer kann es wagen, eine so furchtbare Schuld auf mich zu wälzen?"

„Dein Vater selbst!" antwortete die Mutter.

„Heiliger Gott! das ist nicht möglich, das ist nicht wahr!"

„Frage die Männer, sie werden meine Worte bestätigen!"

Der Gerichtsamtmann und der Arzt versicherten, daß sie aus dem Munde des Sterbenden die Beschuldigung vernommen hätten.

Ich öffnete das Zimmer und trat an das Sterbebett. Mein Vater befand sich noch in der Lage, in der er seinen Geist ausgehaucht hatte. Sein gebrochenes Auge starrte mich an. In seinen Zügen drückte sich eine krampfhafte Verzerrung aus, er mußte einen schweren Todeskampf gehabt haben. Dies Alles erfaßte ich mit ruhigem Blicke, und ich konnte es, da mein Gewissen mir nicht den leisesten Vorwurf machte. Daß eine boshafte Intrigue gegen mich geschmiedet wurde, hatte ich längst begriffen. Wie war es möglich, daß der Vater mich seine Mörderin nennen konnte, nachdem er, wie ich schon berichtet, zu mir gesprochen hatte? Welcher Vortheil konnte mir durch den Mord erwachsen? Der Sterbende hatte mir ja verziehen, hatte mir das Erbe in Aussicht gestellt.

Der Gerichtsamtmann, der Arzt, der Baron und mein Mann waren mir gefolgt, alle standen in einer Gruppe an der Schwelle der Thür. Ich legte die Hand auf das

Haupt des Todten und schwor mit lauter Stimme, daß ich nie einen Gedanken an Mord gehegt und daß das Verbrechen, wenn es wirklich begangen, von einer andern Person verübt sei. Ich rief den Geist des Vaters und den Himmel zu Zeugen meiner Unschuld an. Die Stille, die mich umgab, war feierlich und schrecklich zugleich. Ich konnte die Fassung nicht länger bewahren ... meine Sinne schwanden, eine Ohnmacht bemächtigte sich meiner. Als ich erwachte, befand ich mich mit Born allein. Die gräßlichen Scenen tauchten rasch vor meinem innern Auge wieder auf. Ich bat meinen Mann, daß er mit mir abreisen möge.

„Wir sind Gefangene!“ antwortete er erschüttert. „So gern ich Deinen Wunsch erfüllte, es ist nicht möglich.“

„Ich muß meine Kinder sehen! Eine unbeschreibliche Angst foltert mich ... Bruno, zersprenge die Thüren ... man hat kein Recht uns zurückzuhalten!“

„Bleibe, Louise, ich habe mein Ehrenwort gegeben.“

„So reise ich allein.“

„Auch für Dich habe ich mich verbürgt ... mein Ehrenwort ist mir heilig. Gedulde Dich, die für uns schreckliche Angelegenheit wird sich bald aufklären.“

Ich war zum zweiten Male Gefangene in dem Schlosse Neuhof. Wäre Born nicht bei mir gewesen, ich würde eine Beute der Verzweiflung geworden sein. Ach, wie sehnte ich mich nach meinen Kindern! Der Gedanke tröstete mich, daß die zarten Wesen unter der Obhut einer treuen Wärterin standen. Nach und nach ward ich ruhiger und konnte mich mit meinem Manne unterhalten. Es war mir unmöglich, einen Grund für die schreckliche Beschuldigung zu finden, die man auf mein Haupt geworfen.

„Ich erkläre mir den Zusammenhang,“ sagte Born.

„Wie, wie? Glaubst Du denn wirklich an einen Giftmord?“

„Ja!“

„Und wer soll ihn verübt haben?“

„Deine Mutter!“ antwortete Born mit Entschiedenheit.

Der Gedanke war zu gräßlich, ich schauderte vor ihm zurück.

„Wir hatten keinen Grund,“ fuhr Born fort, „den Tod Deines Vaters zu beschleunigen; wohl aber mußte der habsüchtigen Frau daran liegen, die ohne Zweifel gewußt hat, daß der Kranke zu unsern Gunsten ein zweites Testament machen würde. Der Graf ist ohne ein zweites Testament gestorben und das erste, das zu Gunsten Deiner Mutter lautet, bleibt in Kraft. Dies ist die Lösung des schrecklichen Räthsels. Um uns ganz und für immer zu vernichten, beschuldigt man uns des Mordes.“

„Nein, Bruno, Deine Schlüsse sind falsch! Der Arzt und der Gerichtsamtmann sind Zeugen, daß der Sterbende gegen uns gesprochen hat.“

„Mag sein; Dein Vater, seines ruhigen Verstandes nicht mehr mächtig, hält Dich in Verdacht und unsere Feinde haben diesen Verdacht genährt. Der arme Mann hat sich ja schwer genug an Dir vergangen, um eine Rache dieser Art fürchten zu müssen. Stelle alle Umstände zusammen und Du wirst mir beipflichten. Man hat die Fieberphantasien des Sterbenden für Wahrheit genommen.“

So mußte auch ich glauben, nachdem ich überlegt hatte. Wir machten uns auf eine peinliche Untersuchung gefaßt; der Verlauf der Dinge sollte indeß ein anderer werden. Der kalte Wintertag verfloß. Ein Diener brachte Speisen

und Getränke, die Bewirthung ließ Nichts zu wünschen übrig. Born erschöpfte sich in Trostgründen; es gelang ihm auch, meinen Muth aufrecht zu erhalten. Wir nahmen uns vor, auf das Vermögen zu verzichten und durch eigenen Fleiß für unsere Kinder zu sorgen. Am nächsten Morgen erschien der Gerichtsamtmann. „Sie sind Ihres Wortes entbunden," wandte er sich zu meinem Manne; „Ihrer Abreise steht Nichts mehr im Wege. Die gnädige Gräfin wünscht, daß der schreckliche Vorfall nicht zur Kunde der Welt gelange und eine Section des Todten unterbleibe, die unbedingt vorgenommen werden müßte, wenn die Untersuchung fortgesetzt werden würde. Ich habe gern meine Zustimmung gegeben, da der Graf die Beschuldigung im Todeskampfe gesprochen und das Bewußtsein bereits verloren hatte."

„Wann findet das Begräbniß statt?" fragte ich.

„Morgen."

„So bleiben wir, um dem Todten die letzte Ehre zu erweisen."

Und so geschah es. Die Leiche meines Vaters ward in dem Gewölbe der Dorfkirche beigesetzt. Ihm zur Seite stand der Sarg des Grafen Alexander von Neuhof, des Opfers seines Erben. Welch' ein furchtbares Geheimniß barg die Gruft der kleinen Dorfkirche! Ich kannte es, aber durfte ich sprechen? Nein, ich wollte die Ehre meines schwachen Vaters makellos erhalten und auch Born versprach mir, mich in diesem Bestreben zu unterstützen.

Der Gerichtsamtmann lud mich und Born zur Eröffnung des Testaments ein, die, nach dem Willen des Verstorbenen, am Tage nach dem Begräbnisse stattfinden sollte. Das Gericht that seine Schuldigkeit. Es brachte das wohl

versiegelte Testament, erbrach es und ich hörte, daß meiner Mutter der Genuß des ganzen Vermögens für die Zeit ihres Lebens verbleiben und daß sie bei ihrem Tode nach Gefallen darüber verfügen, aber gehalten sein sollte, der Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten reichlich zu gedenken. Ich aber, die Tochter, sei mit dem Gelde als abgefunden zu betrachten, das ich bereits erhalten. Es folgten noch Bestimmungen und Verklausulirungen, die ich nicht wiederholen kann, deren Sinn aber war, daß ich ganz von dem Willen der Mutter abhängig sei. Beim Abschiede wiederholte die verblendete Frau, daß sie aus Familienrücksichten mich dem Criminalgerichte nicht denuncirt habe, daß dies jedoch immer noch geschehen würde, wenn ich ihr Veranlassung dazu gäbe.

Wir erreichten an demselben Tage noch unser Gütchen. Jubelnd schloß ich die Kinder in die Arme, die ich frisch und gesund antraf. Ich war wieder in der Heimat und fühlte mich als schaffende Hausfrau glücklich. Im Frühlinge ging mit Born eine seltsame Veränderung vor; still und in sich gekehrt schlich er durch das Haus, er fand keine Freude mehr an mir und seinen Kindern und blieb lieber im Felde als im Hause. Ich glaubte wieder an einen Verfall unserer Vermögensverhältnisse.

„Bruno," fragte ich eines Tags, „was ist Dir?"

„Nichts, Nichts!"

„Weiche nicht aus, ein Kummer bedrückt Dein Herz."

„Du irrst, Louise!" antwortete er abwehrend.

„Verfolgen Dich wiederum Gläubiger?"

„Im Gegentheil, unser Besitzstand blüht, ich werde für meine Kinder zurücklegen können."

„Und doch bist Du verschlossen und traurig."

„Ich kann nicht den ganzen Tag lachen und fröhlich sein. Belästige mich nicht mit Kleinigkeiten. Man ist nicht immer Herr seiner Stimmung."

Er gab sich vergebens Mühe zärtlich zu erscheinen, ich bemerkte es wohl. Der Grund seiner Verstimmung blieb mir ein Geheimniß. Es mochte ein Gram an seinem Herzen zehren; denn auch sein blühendes Aussehen schwand, und in sein schönes dunkles Haar mischten sich Silberstreifen. Ich sollte nun einmal nicht ganz glücklich sein, sollte stets mit Sorgen und Angst kämpfen.

Eines Abends blieb mein Mann ungewöhnlich lange aus; er befand sich seit dem Mittage im Felde, um die Erntearbeiten zu beaufsichtigen. Die Arbeiter hatten ihr Tagewerk vollendet, sie ruheten schon. Ich ließ den Hofmeister kommen, den bewährten Freund und Gehülfen Borns.

„Wo ist mein Mann?" fragte ich ihn.

Der Hofmeister sah mich erstaunt an.

„Ist Herr Born nicht zu Hause?"

„Nein."

„Das begreife ich nicht. Er zeigte sich diesen Nachmittag an verschiedenen Arbeitsstellen, sprach freundlich mit den Leuten und freuete sich sichtlich über den reichen Ertrag der Ernte. Dann ritt er durch den schattigen Forst dem Dorfe zu. Mir schien als ob ein zweiter Reiter ihn begleitete."

„Ein zweiter Reiter?"

„Ja, Madame. Ich glaubte, Herr Born wäre mit ihm nach Hause geritten."

„Haben Sie den Reiter erkannt?"

„Nein."

„Vermuthen Sie auch nicht, wer er sein kann?“

„Er ist gewiß ein Kornhändler; denn Leute dieser Art zeigen sich jetzt, um die ersten Käufe abzuschließen.“

„Ich sprach meine Besorgnisse aus und schilderte den Zustand Borns. Der Hofmeister wollte von dem, was ich an Born bemerkt, Nichts gesehen haben; er meinte, der Herr sei ihm stets heiter und guter Dinge vorgekommen, ich müsse mich wohl täuschen. Nun sprach er noch von Abhaltungen und Besuchen bei befreundeten Nachbarn und ging, um die letzte Runde durch die Wirthschaftsgebäude zu machen. Ich konnte mich nicht beruhigen. Als die zehnte Stunde vorüber war, befiel mich eine gräßliche Angst. Noch nie war Born vom Hause so lange fern geblieben. Stattete er irgend wo in der Nachbarschaft einen Besuch ab, so hatte er mich zuvor davon benachrichtigt. Stets war er dann vor Einbruch der Dunkelheit zurückgekehrt. Die Angst trieb mich in sein Zimmer. Ich fand Alles in der gewohnten Ordnung. Born mußte ohne alle Vorbereitungen das Haus verlassen haben. Das war ein Trost für mich. Ich ging zu meinen Kindern; Beide lagen im süßen Schlummer. „Könnte Born sie jetzt sehen,“ dachte ich, „er würde bald die Freudigkeit des Gemüths zurückerlangen. Warum sucht er in Feld und Wald Zerstreuung, während er sie hier leichter findet?“ Ich küßte die Kleinen und betrat das Wohnzimmer, dessen Fenster nach dem Hofe hinausgingen. Die Lampe brannte düster, Alles war still. Mit bangem Herzen lauschte ich auf das kleinste Geräusch, das sich draußen vernehmen ließ. Man hatte das Hofthor offen gelassen, da der Herr noch fehlte. Ich konnte es bei dem klaren Sternenlichte deutlich sehen. Auch die Stimme des Hofmeisters ließ sich noch verneh-

men, die dem wachenden Knechte Aufträge ertheilte. „Du bleibst am Thore, bis der Herr angekommen ist, dann schließest Du und gehst zu Bett.“ „Ach,“ dachte ich, „wäre doch das Thor schon verschlossen!“ Meine Aufregung verscheuchte den Schlaf; ich ordnete noch einmal den Tisch mit dem Nachtessen, das ich nur in Gesellschaft meines Mannes einnehmen wollte. Wie glücklich war ich gestern noch gewesen, als Born an meiner Seite saß ... heute fühlte ich mich einsam und verlassen. Es muß doch wohl Ahnungen geben, deren Grund sich nicht erforschen läßt. Wiederholte ich mir auch die tröstenden Worte des Hofmeisters, sagte ich mir auch, daß es wohl Gelegenheiten geben könne, welche die Rückkehr meines Mannes um einige Stunden verspäteten ... die Angst wollte nicht weichen, sie schnürte mir das Herz zusammen, daß ich weinen mußte. Gräßliche Bilder standen vor meinem innern Auge. Ich wähnte, Born habe Feinde, die ihn vernichten wollten, und zu den erbittertsten zählte ich den Baron von Lyser und meine Mutter. Ueber den Prinzen, der mich gewaltsam zu seiner Frau machen wollte, hatte ich Nichts wieder gehört.

Ich saß auf dem Lehnstuhl an dem offenen Fenster. Mein Kopf glühte, meine Augen brannten wie Feuer, ich konnte nicht mehr weinen. Hatte mir Born auch gräßliche Qualen bereitet; ich war geneigt, ihm zu verzeihen, wenn er nur käme. Aber er blieb aus, trotzdem die elfte Stunde schon vorüber war. Schaudernd hörte ich das Horn und das Lied des Wächters, der durch die stillen Gassen des Dorfes ging. Und wiederum verfloß eine bange halbe Stunde. Da hörte ich rasche Hufschläge. Das Pferd mußte im Galopp laufen.

„Gott sei Dank,“ rief ich aus, „Gott sei Dank, mein Mann kommt!“

Ich legte mich weit aus dem offenen Fenster. Die Hufschläge näherten sich und erklangen endlich auf dem Pflaster des Hofes. Das Pferd eilte dem Stalle zu, der dem Wohnhause gegenüber lag. Da stand es still, ich hörte kein Geräusch mehr.

„Was ist denn das?“ rief der Knecht. „Herr Hofmeister!“

Die Wohnung des Gerufenen befand sich über dem Stalle. Sofort fragte er:

„Ist Herr Born da?“

„Nein.“

„Aber das Pferd?“

„Kommt allein, ohne Reiter!“

Ich schrie laut auf, verließ das Haus und eilte in den Hof. Als ich bei dem Stalle ankam, war auch der Hofmeister schon da, der das keuchende Roß untersuchte.

„Gehen Sie in das Haus“, bat er mich; „es wird so schlimm nicht sein. Das Sattelzeug des Pferdes befindet sich im guten Zustande. Herr Born kommt zu Fuß nach; er hat das Thier gewiß vorangetrieben.

„Nein, es ist ein Unglück geschehen! Gott im Himmel, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“

„Rufen Sie alle Leute herbei und lassen Sie die ganze Feldmark durchsuchen.“

„Ich mußte mich auf einem Steine niederlassen, denn meine Kräfte schwanden. Es ward dunkel vor meinen Augen. Wie im Traume hörte ich das Tosen und Lärmen der Knechte, die sich vor dem Gebäude versammelten. Der Haushofmeister bestieg sofort das gesattelte Pferd und

sprengte aus dem Hofe. Die Arbeiter, die sich in Gruppen vertheilten, folgten; auch rüstige Mägde schlossen sich ihnen an. „Wir wollen unsern Herrn schon finden!“ hörte ich sie rufen.

Bald befand ich mich allein. Ich konnte die Dinge nicht fassen, die vorgingen. Mir war, als ob ein wüster Traum mich peinigte.

„Kommen Sie doch in das Haus!“ rief eine zitternde Stimme.

Die alte Wirthschafterin stand vor mir, die theilnehmend mich emporzuziehen suchte.

„Wo sind meine Kinder?“

„In ihren Betten!“

Ein jäher Schreck durchzuckte mich; mir war, als ob das furchtbare Geschick mir auch die Kinder rauben müßte. Ich sprang auf und lief nach dem Wohnhause. Mein erster Weg war der in die Kammer. Ich stürzte mich auf die Betten . . . die Kinder erwachten und begannen laut zu weinen. Während ich Adelinen trug, beschäftigte sich die Wirthschafterin mit Oscar. Es gelang uns bald, die müden Kleinen zu beruhigen.

„Bleiben Sie bei den Kindern!“ befahl ich der Wirthschafterin. „Verlassen Sie nicht einen Augenblick die Betten.

Ich ging wieder in das Wohnzimmer und wartete am Fenster. Das Gut lag still wie ausgestorben, Knechte und Mägde waren ja ausgegangen, um den verunglückten Herrn zu suchen. Ach, ich erlitt unbeschreibliche Qualen! Die wunderbar schöne Sommernacht mit ihren unzähligen glänzenden Sternen kam mir unheimlich und Elend bringend vor. Ruhelos lief ich durch die Zimmer und lauschte

wieder. Kein Laut, kein Geräusch unterbrach die entsetzliche Stille. Die Glocke der Dorfkirche verkündete die Mitternachtsstunde; und immer noch kam kein Bote zurück, der mir Gewißheit brachte. Ich war dem Wahnsinn nahe. Bebend am ganzen Körper lag ich in dem Fenster. Da verspürte ich einen widerlichen Brandgeruch, der sich über den ganzen Hof verbreitete. Neue Bestürzung bemächtigte sich meiner. Sollte ein zweites Unglück im Anzuge sein? Ich rief die Wirthschafterin und sagte ihr, was ich wahrgenommen. Sie trat an das Fenster.

„Der ganze Hof ist mit dichtem Rauche angefüllt!“ rief sie.

Ich bemerkte, daß der Rauch in das Zimmer zog. Mühsam hielt ich mich noch aufrecht.

„Mein Heiland!“ kreischte die Frau.

„Was ist denn?“

„Aus der großen Scheune schlagen die Flammen Feuer! Feuer! Feuer!“

In einem Momente war die Nacht verschwunden, ein gelblicher Schein erhellte die gegenüberliegenden Gebäude. Ich sah die Stallthüren, die Fenster, Luken, Dächer und das offene Thor. Meine Knie wankten, ich brach zusammen. Die Last des Jammers war zu groß, sie erdrückte mich.

„Und Alles ist fort,“ schluchzte die Frau; „es ist kein Mensch da, der löscht! Herr Gott im hohen Himmel, das ist ein großes Unglück, der Erntesegen geht verloren!“

Immer heller ward der Schein; schon nach einigen Minuten hörte ich das Prasseln der Flammen, die gierig die Fülle des aufgespeicherten Getreides verzehrten. Der Vernichtungsproceß bot einen furchtbaren Anblick. Und

dabei brüllten die Kühe, blökten die Schafe und wieherten die Pferde in den verschlossenen Ställen.

„Hülfe, Rettung, Hülfe!“ schrie ich aus dem Fenster.

Es erfolgte keine Antwort. Das grause Element tobte ungestört mit wachsender Heftigkeit fort. Plötzlich heulte das Horn des Wächters, läuteten die Sturmglocken. Einzelne Dorfbewohner erschienen in dem Hofe.

„Wo ist Herr Born?“ riefen sie. „Wo sind die Knechte? Das giebt ein großes Unglück, wenn nicht rasch zugegriffen wird. Die Scheunen und die Stallungen sind verloren! Fort, holt die Spritze!“

Mehr hörte ich nicht. Eine glühende Hitze drang durch das Fenster.

„Die Kinder, die Kinder!“ rief die Wirthschafterin. Lassen wir alles Andere, retten wir die Kinder!“

Ich stürzte in das Schlafgemach. Bebend riß ich Adelinen empor. Das arme Kind weinte laut auf. Die Wirthschafterin nahm den Knaben. So stürzten wir in das Wohnzimmer zurück. Da zerplatzten die Fenster, die leichten Vorhänge fingen Feuer. Schreiend eilten wir auf den Corridor. In der Hausthür blieben wir stehen . . . ein gewaltiges Feuermeer wogte vor uns . . . Pferde und Kühe jagten heulend durch den hellen Hof. Die Stallungen und Wirthschaftsgebäude brannten. Ich sah, daß die Dorfspritze ankam, umgeben von rufenden Landleuten, die mit den scheuen Thieren zusammenrannten.

„Zurück!“ rief die Wirthschafterin. „Hier ist es lebensgefährlich.“

„Aber wohin, wohin?“

„In den Garten.“

Die Frau besaß mehr Besonnenheit als ich; sie eilte

voran, ich folgte. Durch eine Hinterthür gelangten wir glücklich in den Garten. Bäume, Gesträuche und Blumenbeete waren grell beleuchtet. Große Feuerfunken fielen prasselnd aus der Luft hernieder. Fast besinnungslos brach ich in der Laube zusammen, zu der die Wärterin mir vorangeeilt war. Ich konnte den ganzen Umfang meines Unglücks noch nicht fassen. Krampfhaft hielt ich die Tochter in den Armen, die sich weinend mir anschmiegte. Die Wirthschafterin hielt den Knaben.

Der Feuerheerd gewann mit jeder Minute an Ausdehnung. Sämmtliche Gebäude des Guts standen nach kurzer Zeit in Flammen. Der Himmel leuchtete dunkelroth, die Nacht war zum Tage geworden. Das Rufen und Schreien der rettenden Landleute, das Brüllen der Thiere, das Läuten der Dorfglocken und das Prasseln des furchtbaren Elements bildeten ein herzzerreißendes Getöse. Da der Wind die Flammen nach dem Garten trieb, mußten wir bald die Laube verlassen und Schutz hinter einer hohen Hecke suchen. Ich war unfähig, zu denken und zu handeln. Erschöpft lag ich auf dem feuchten Grasboden und starrte in das Flammenmeer, das prasselnd gen Himmel wogte.

„Laßt das Gut brennen!" hörte ich Stimmen rufen. „Es ist nicht mehr zu retten. „Schützt die angrenzenden Gebäude, sonst ist das Dorf verloren."

Leute eilten an uns vorüber; sie jammerten und schrien. Es waren Nachbarn, deren Häuser brannten. Ich hörte, daß sie Verwünschungen gegen Born ausstießen.

„Großer Gott," rief die Wirthschafterin, „unser Wohnhaus brennt! Ich verliere alle meine Sachen."

Sie übergab mir den Knaben und eilte fort, um zu retten, was möglich.

Mir lag nichts mehr an irdischen Gütern; im dumpfen Hinbrüten sah ich der Zerstörung des Gutes zu. Ich hatte ja meine Kinder gerettet, und dies war mir für den Augenblick genug. Ach, wäre Born bei mir gewesen, ich hätte laut aufgejauchzt. Aber er kam nicht, er blieb verschwunden. Bald kehrte die Wirthschafterin zurück; sie weinte und klagte. Das Haus, berichtete sie, brenne an allen Ecken, es sei nicht mehr zu betreten. Eine Viertelstunde später stürzte das Dach desselben ein und wir hatten nun einen offenen Blick in den Hof. Sämmtliche Gebäude brannten lichterloh. Die furchtbare Hitze drang bis zu uns herüber, wir mußten in das freie Feld flüchten. Als der Morgen graute, war das halbe Dorf niedergebrannt. Die Bewohner lagen mit dem, was sie gerettet, unter freiem Himmel.

Ich nannte nichts mehr mein, als die Kinder. Das Gut bildete nur noch einen dampfenden Schutthaufen. Die Verheerung war eine schreckliche; ich kann sie nicht beschreiben.

Das gräßliche Unglück, das mich betroffen, sollte noch nicht vollständig sein. Wüthende Bauern kamen und wollten Born sprechen.

„Er hat das Feuer angelegt!“ riefen sie.

„Herr Born muß verunglückt sein!“ antwortete die Wirthschafterin.

„Wir wissen Alles!“

„Was wißt Ihr denn?“

„Born war dem Bankerotte nahe.“

„Ihr seid von Sinnen.“

„Der Brandstifter ist entflohen.“

„Seid doch vernünftig,“ mahnte meine Begleiterin.

„All unser Hab und Gut ist verbrannt.“

„Mir ist ein Kind verunglückt!“ rief ein Arbeiter.

„Das Feuer ist angelegt!“ brüllte die Menge.

Ich gab zu bedenken, daß ich nicht ein Kleidungsstück gerettet habe und daß Born gar nicht auf dem Gute gewesen sei, als der Brand ausgebrochen. Meine Worte fanden kein Gehör; die Leute blieben dabei, daß eine Brandstiftung stattgefunden. Ich würde wohl wissen, wo mein Mann sich aufhalte. Und nun drangen sie mit Stöcken auf mich ein, um ein Geständniß von mir zu erpressen. Einer der Wüthenden wollte mir die Kinder entreißen, wollte sie in den glimmenden Schutt werfen. Mit Mühe hielten Besonnene ihn von dieser gräßlichen That zurück. Der Schulze des Dorfs stellte ein Verhör mit mir an. Ich berichtete der Wahrheit gemäß den Verlauf der Dinge. Aber die Bauern ließen sich nicht beschwichtigen; sie behaupteten, man habe Born kurz vor Ausbruch des Brandes im Dorfe gesehen. Das Pferd habe er in den Hof gejagt um Glauben zu machen, er sei verunglückt. Der Hofmeister, der sich eingefunden, stand auf Seite meiner Feinde; er sprach gravirende Vermuthungen aus und meinte, der Gutsherr müßte längst angekommen sein, wenn er überhaupt hätte kommen wollen. Wäre er verunglückt, so müßte man ihn in der Umgegend gefunden haben. Wohin sollte ich mich nun wenden? Von den Bauern, deren Häuser verschont geblieben, wollte mich keiner aufnehmen; die kleine Dorfkirche war mit Menschen und Geräth überfüllt ... ich ging zu dem Pfarrer. Der würdige Seelsorger hatte bereits der Obdachlosen soviel aufgenommen, als der Raum seines Hauses gestattete. Er rieth mir, das Dorf zu verlassen, da die gereizte Stimmung gegen mich allgemein sei und das Aergste zu fürchten wäre. So entschloß

ich mich denn zu meiner Mutter zu gehen. Der Pfarrer versprach, Born meinen Aufenthalt mitzutheilen, wenn er sich einstellen sollte. Die treue Wirthschafterin blieb bei mir. Als der Abend dämmerte, erreichten wir ein Dorf, das zwei Stunden von dem Orte des Schreckens entfernt lag. Der Wirth der Schenke kannte mich; er nahm mich mitleidig auf und tröstete nach Kräften. Ich erzählte ihm meine Unglücksgeschichte Der brave Mann schüttelte den Kopf.

„Ich habe Herrn Born gesehen," murmelte er.

„Wann? Wann?" fragte ich dringend.

„Gestern Abend, es mochte gegen neun Uhr sein."

„Und wo?"

„Er ritt vor das Haus und ließ sich eine Erfrischung reichen."

„War er allein?"

„Als er ankam, ja."

„Und dann?"

„Er stieg ab, setzte sich auf die Bank vor dem Hause und sah nach dem Gehölze hin. Ich lud ihn ein, die Gaststube zu betreten, die gerade leer war. Das wollte er nicht, die Luft im Hause sei zu schwül meinte er. Auch erwarte er Jemanden, mit dem er weiter reiten wollte. Der sonst so freundliche Mann sprach wenig und sah sehr traurig aus; ich meinte, er sei krank. Plötzlich kam ein Reiter an. Herr Born sprang auf, bestieg sein Pferd und ritt mit dem Fremden fort.

„Haben Sie den Fremden zuvor nie gesehen?"

„Nie," versicherte der Wirth.

„Wie sah er aus?"

„Er trug einen Bart und eine Militärmütze; sonst hatte er Civilkleider. Weiter weiß ich Nichts. Zwei Stunden

später sahen wir das Feuer am Himmel, die Sturmglocke läutete und die Dorfspritze fuhr ab. Diesen Morgen hörten wir, daß der Brand in Herrn Borns Gute ausgebrochen sei und das halbe Dorf eingeäschert habe."

Dies war die letzte Nachricht, die ich über Born empfing. So viel ich auch sann, ich wußte nicht, für wen ich den Fremden halten sollte. Mein Mann hatte in den letzten Jahren durchaus keinen Umgang gehabt. Die Vermuthung, es habe ein Duell stattgefunden, drängte sich mir gewaltsam auf; an eine absichtliche Brandlegung glaubte ich nicht, wenn ich auch die Vermögensumstände Borns in der letzten Zeit nicht genau kannte. Es war ja unmöglich, daß der Vater das Leben seiner Kinder, an der er mit großer Liebe hing, einer so großen Gefahr aussetzte. Sicherlich hätte er zuvor mir eine Warnung zugehen lassen. Eine neue Furcht bemächtigte sich meiner: Born konnte im Duelle gefallen sein. Ach, des eingeäscherten Gutes gedachte ich nicht mehr ... die Ungewißheit über das Schicksal meines Mannes folterte mich furchtbar. Der Ackerwagen des Wirths, der mit Strohsitzen versehen wurde, brachte uns nach Neuhof, das wir in der Dämmerung erreichten. Vor dem Wirthshause stiegen wir ab. Ich erfuhr, daß meine Mutter das Gut verpachtet habe und sich auf Reisen befinde. Das war eine neue Schreckensbotschaft.

„Wer ist der Pachter?" fragte ich.

Man nannte mir einen Amtsrath Fink. Ich hatte nie von dem Manne gehört. Nachdem ich der Frau Bode, so hieß die Wirthschafterin, meine Kinder übergeben, trat ich den Weg zu dem Schlosse an.

Ach, wie war mir zu Muthe! Aermlich gekleidet betrat ich das Schloß meiner Eltern. Mir war kein Hut, kein

Shawl geblieben. Im Hauskleide suchte ich Hülfe. Fremde Gesichter kamen mir entgegen. Der Amtsrath Fink, ein großer starker Mann, saß bei Tische. Ein Kreis von Kindern umgab ihn. Schöne Mädchen, seine Töchter, sahen mich erstaunt an.

„Was wollen Sie?“ fragte der Familienvater mit barscher Stimme.

Ich bat um eine kurze Unterredung.

„Wer sind Sie?“

„Gönnen Sie mir einige Minuten und ich werde es Ihnen sagen.“

„O, Sie können sich hier decouvriren.“

Wiederholt bat ich um eine Unterredung ohne Zeugen.

Der Amtsrath stand mürrisch auf und führte mich in das Gemach, das meine Mutter als Boudoir benutzt hatte. Herr, mein Gott, was Alles war in diesem Gemache vorgegangen! In welchen Verhältnissen betrat ich es heute wieder! Ich war eine Bettlerin und Mutter zweier Kinder!

Der Pachter wußte nicht, was er aus mir machen sollte.

„Was wollen Sie denn?“ fragte er noch einmal. „Wer sind Sie?“

„Ich bin die Tochter der Gräfin von Neuhof.“

Der Amtsrath sah mich an, als ob er sagen wollte: „Sie sind wahnsinnig.“ Ich theilte ihm kurz mein Unglück mit und fügte hinzu, daß ich gekommen sei, um bei der Mutter Hülfe zu suchen.

„Haben Sie denn nicht gewußt, daß die Frau Gräfin das Gut aufgegeben?“

„Nein! Meine Verbindung mit Born hat uns entzweit.“

„Seltsam!“

„Unsere Correspondence war völlig abgebrochen.“

„Die Gräfin von Neuhof hat nie einer Tochter erwähnt.“

„Das ist wohl natürlich, mein Herr.“

„Die gute Dame wird nicht zugeben, daß ihre Tochter in einen so hülflosen Zustand geräth ...“

„Ich habe Nichts aus dem schrecklichen Brande gerettet als das Leben und meine Kinder.“

„Wo ist Ihr Mann?“

„Ach, wüßte ich es!“

Ich schilderte ihm kurz die Vorgänge des Unglücksabends

„Das klingt sehr romantisch!“ rief der dicke Herr. „Und nun wollen Sie, daß ich Sie unterstütze.“

„Zunächst möchte ich wissen, wohin sich meine Mutter gewendet hat ...“

„Sie befindet sich auf Reisen. Den nächsten Winter wird sie in Italien verbringen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Wenden Sie sich an den gräflichen Güterverwalter in der Stadt ... ich kann Nichts für Sie thun.“

Bei diesen Worten öffnete er die Thür, die auf den Corridor führte. Wie ich in den Schloßhof gekommen ... ich weiß es nicht. Fast glaube ich, ein Bedienter hat mich dorthin geführt. Todtmatt erreichte ich die Schenke.

Schluchzend schloß ich meine Kinder an die Brust. Frau Bode hatte dem Wirth mein Schicksal bereits erzählt. Der brave Mann war gerührt und versprach nach Kräften zu helfen. Um Nachrichten von meinem Manne zu erwarten, blieb ich einige Zeit in Neuhof. Ich schrieb an den Pfarrer meines Heimathsdorfs; er antwortete, daß alle Forschungen nach dem entschwundenen Born vergebens gewesen seien und daß die Gläubiger sich der Ackerstücke versichert hätten, die dem räthselhaft Verschwundenen angehörten. Wochen verflossen und meine Lage blieb die-

selbe. Ich lebte von der Gutherzigkeit des Wirths, der nicht müde ward, mich zu unterstützen. Was sollte ich anfangen? Ich berieth mit Frau Bode und faßte den Entschluß, mit ihr nach H. zu gehen, wo sie einen Vetter hatte, der in guten Verhältnissen leben sollte. Der Weg führte uns an dem eingeäscherten Dorfe vorüber. Die Bauern begannen ihre Häuser aufzubauen. Borns Gut lag noch in Schutt und Asche ... man hatte den Concurs eröffnet. Meine Lage war trostlos. Um die geringen Geldmittel zu schonen, reisten wir zu Fuß. Eine geborene Gräfin von Neuhof wanderte auf der Landstraße, ihr Kind in einem Tuch auf dem Rücken tragend ... und sie hätte Fürstin sein können! In der Stadt suchte ich den Güterverwalter meiner Mutter auf. Dieser, ein verwachsener Advocat, konnte ohne Auftrag Nichts für mich thun; er lieh mir jedoch auf eigene Verantwortung, wie er sagte, eine kleine Summe, mit der ich das Ziel meiner Reise erreichen konnte. Außerdem versprach er, mir bei der Mutter ein eifriger Vermittler sein zu wollen. Um diese Zeit ward Born in den Zeitungen aufgefordert, sich bei seiner Heimathsbehörde zu stellen. Ich reiste nach H., um dort von der Arbeit meiner Hände zu leben. Ach, den ganzen Tag am Stickrahmen sitzen, war furchtbar. Und hatte ich ein schönes Werk vollendet, so empfing ich einen äußerst geringen Lohn, der kaum hinreichte, um das liebe Brod zu kaufen. Ich mußte doch für die Erziehung meiner Kinder sorgen. Es war leider nur zu gewiß, daß Born nicht mehr zu den Lebenden zählte; die Frist, die ihm zur Anmeldung gesetzt, war verstrichen, und immer noch zeigte sich keine Spur von ihm. Die Mutter befand sich auf Reisen; aber wäre sie auch in der Heimat ge-

wesen, ich würde mich doch nicht an sie gewendet haben, denn ich war zu stolz, um zu betteln. Enterben konnte sie mich nicht, daß wußte ich. Die Liebe zu meinen Kindern gab mir Kraft und Ausdauer zur Arbeit. Das Glück war mir hold ... ich übergehe einen günstigen Zufall und berichte nur, daß ich für ein belletristisches Journal als Schriftstellerin thätig zu sein Gelegenheit fand. Die Ausbildung, die ich in dem Pensionate erhalten, sollte mir jetzt gute Früchte tragen. Meine Freude war unbeschreiblich, als ich erfuhr, daß meine erste größere Arbeit einen günstigen Erfolg gehabt. Nun war die Noth aus dem Felde geschlagen, wir brauchten nicht zu darben, ich konnte meinen Kindern eine gute Erziehung geben. Mit Stolz setzte ich mich an den Arbeitstisch und mit Stolz sagte ich mir: Du brauchst die Güte der hartherzigen Mutter nicht anzuflehen. Einige Jahre ging Alles gut. Da starb meine treue Wirthschafterin. Ach, es kostete Mühe, den herben Schmerz zu überwinden. Muthig arbeitete ich wieder. Meine lebhafte Phantasie ließ mich nicht im Stiche. Ich ward mit der Zeit eine beliebte Novellistin. Oscar, ein munterer Knabe, besuchte das Gymnasium und Adeline gedieh herrlich unter der mütterlichen Leitung. Ueber meines Mannes Verschwinden dachte ich nicht mehr nach; ich gestehe, daß ich sein Verfahren verdammen mußte. Er hatte doch nicht recht an mir gehandelt. So betrachtete ich mich denn als Witwe und fand mein Glück in der Sorge für die geliebten Kinder.

Jahre verflossen. Mehr als ein Mal fand sich ein Bewerber um meine Hand; ich wies sie alle ab, trotzdem Born als verschollen erklärt war. Hatte die Zeit auch meine Liebe zu ihm geschwächt, so wollte ich doch dadurch

sein Andenken ehren, daß ich den Namen „Born“ beibehielt. Das ruhige Glück, das der Himmel mir verliehen, sollte nicht von steter Dauer sein. Ich ward krank. Meine Feder mußte ruhen und schon nach wenigen Wochen stellten sich Nahrungssorgen ein. Der Arzt, ein menschenfreundlicher Mann, rieth, daß ich in ein Hospital gehen möge; er erbot sich auch, mir eine Freistelle zu verschaffen. Es war mir unmöglich, mich von meinen Kindern zu trennen. Die gebieterische Nothwendigkeit endigte meinen Seelenkampf ... ich ließ mich in das Hospital schaffen und die Kinder besuchten mich täglich. Die Krankheit nahm einen traurigen Verlauf. Wie lange ich ohne Besinnung gewesen ... ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, daß eine seltsame Veränderung mit mir vorgegangen, als ich das Bett verlassen konnte. Man brachte mich in eine andere Abtheilung des Hospitals. Dann verlangte ich meine Kinder zu sehen. Der Arzt versicherte, die Kinder befänden sich wohl; ich müsse aber noch einige Zeit verzichten, sie zu sehen, da die kleinste Gemüthserregung einen Rückfall der Krankheit bewirken könne. Meine völlige Genesung stehe in naher Aussicht.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.